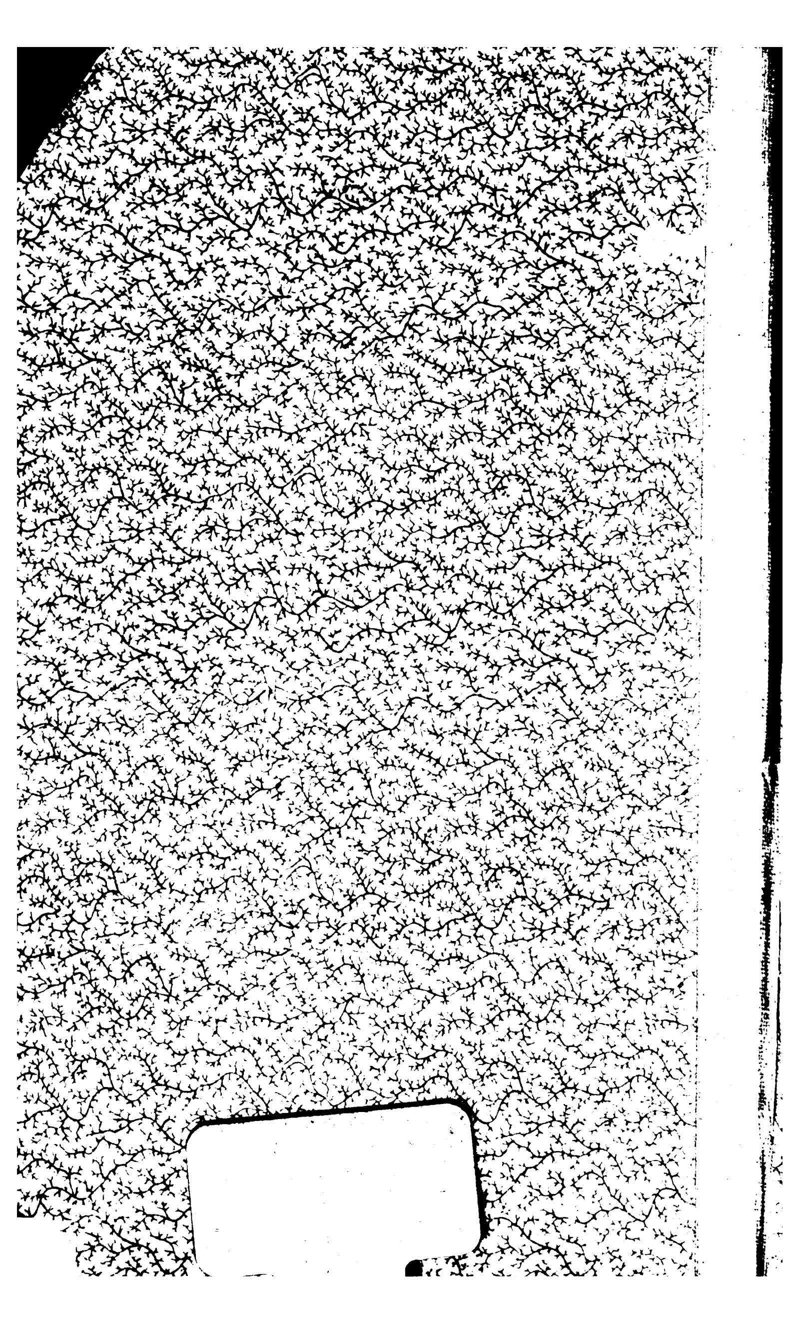
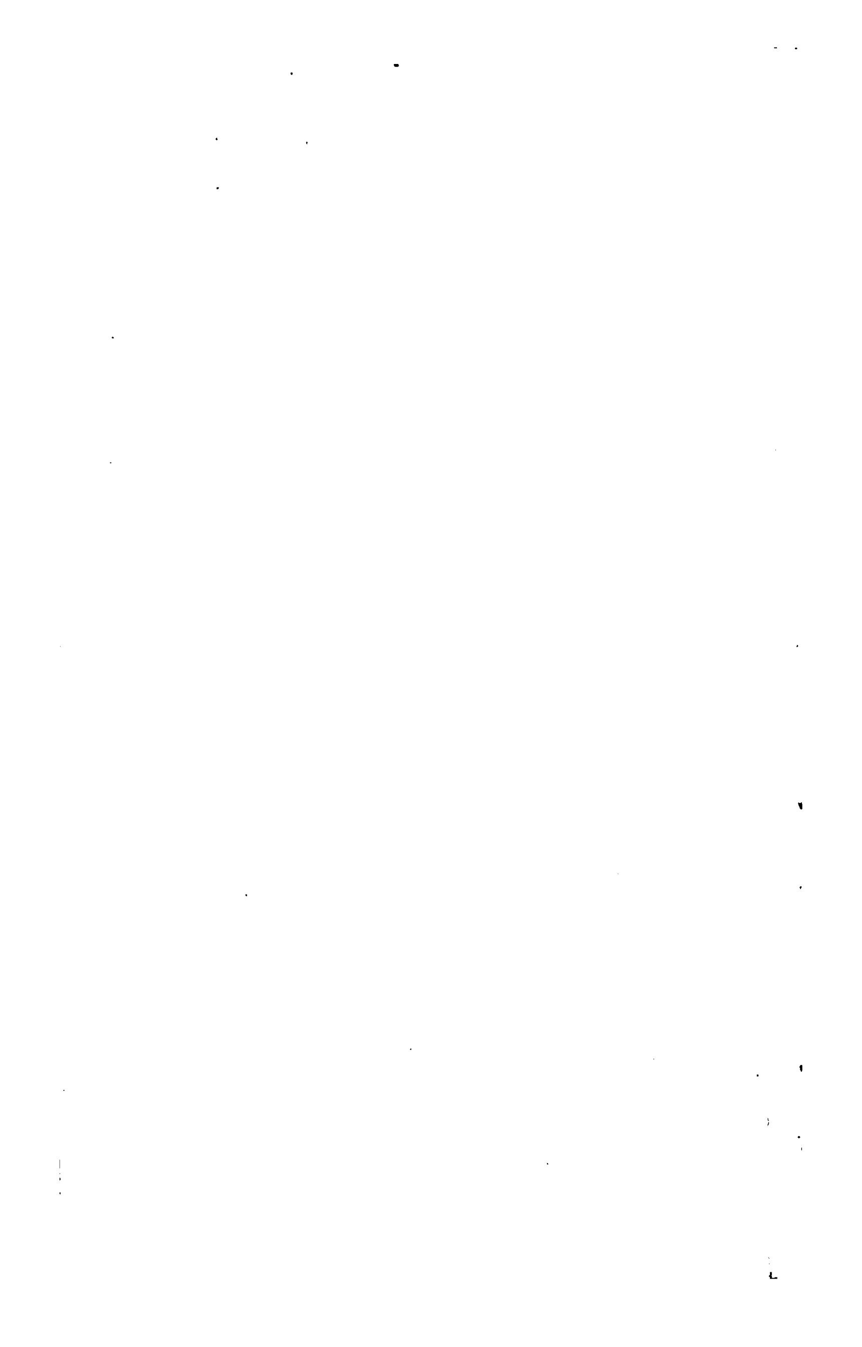




Leben

des Feldmarschalls

Grafen von Schwerin.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Berlin.
Duncker & Humblot.

1841.

Gedruckt bei F. Weidle.

Das Geschlecht Schwerin ist uralten Adels und hauptsächlich in Pommern heimisch, wiewohl dasselbe früh auch in Mecklenburg, Brandenburg, Preußen, und selbst in Polen und Schweden, sich verzweigt findet. In Pommern bei Anklam, auf dem Gute Löwitz, kam Kurd Christoph von Schwerin am **26.** Oktober **1684** zur Welt. Sein Vater war Ulrich von Schwerin, Erbherr auf Wusseken und Ducherow, schwedischer Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeister im Herzogthum Pommern, und Schloßhauptmann zu Alten-Stettin; seine Mutter Anna Lukretia war eine geborne von Kamin aus dem Hause Stolzenberg. Kurd Christoph hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester. Von seiner Jugend ist wenig aufgezeichnet. Es wird gesagt, daß er gute Hauslehrer

gehabt, und zum Edelmann und zum Christen erzogen worden; beiderlei Bezeichnung ist hier im deutschen Sinne jener Zeit zu nehmen, welche mehr praktische Tüchtigkeit als geistige Bildung hatte, und letztere meist aus der Fremde her. Bis in sein dreizehntes Jahr blieb er in Pommern, dann rief seines Vaters Bruder, der hessische Generallieutenant Detlof von Schwerin, welcher im holländischen Kriegsdienst Inhaber eines Regiments war, ihn zu sich nach dem Haag, wohin die Eltern ihn gern entließen, da Holland in jener Zeit nicht nur als Sitz gründlicher Wissenschaft, sondern auch als Schule der großen thätigen Welt, und als offne Bahn der Auszeichnung und des Glückes angesehen wurde. Der Vater gab dem Sohne beim Abschied einen Thaler, und dabei eine Ohrfeige, mit der Weisung: „Dieses leide von keinem weiter;" eine dem Ritterschlag entlehnte Formel, welche den Jüngling gleichsam der väterlichen Zucht entließ und in das Gebiet der Ehre versetzte. Er selbst hat dieses Vorgangs in späterer Zeit gegen Friedrich den Großen öfters erwähnt, und dieser ihn uns dadurch überliefert, daß er in seiner Anrede an die pommerschen Abgeordneten, welche im Jahre 1780 wegen Stiftung ihres land-

schaftlichen Kreditvereins nach Berlin kamen, den Zug erzählte; der Zweifel, den man gegen die Richtigkeit der Sache zu erheben gesucht hat, dünkt uns von keinem Gewicht.

Der Oheim hatte, so scheint es, für den lebhaften und fähigen Jüngling die größte Sorgfalt, und diese mußte bald völlig die väterliche ersetzen, da noch in demselben Jahre 1697, in welchem Kurd Christoph nach Holland gekommen war, daheim der Vater starb. Vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre blieb nun der Jüngling unter des Oheims Obhut, und dieser wünschte, da er den eifrigen und fähigen Kopf erkannte, daß derselbe sich vorzugsweise den Studien widmen und für ein Staatsamt ausbilden möchte. Er habe ihn deßhalb auf die Universität nach Leiden gesandt, so wird berichtet, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Nähe dieser damals in großer Blüthe stehenden Lehranstalt für den Unterricht Kurd Christophs wird benutzt worden sein; nur läßt seine Jugend uns zweifeln, daß er dort so früh förmlich als Student gelebt und noch dazu seine Studien ordentlich beendet habe; fabelhaft aber dünkt uns, daß er dann auch noch in Greifswald und Rostock auf der hohen Schule gewesen

1*

sei; er wird wohl, nur ehe er nach Holland ging, als Knabe gelegentlich mit dem Vater diese beiden Universitätsorte besucht haben, und hieraus mag jene Angabe entstanden sein. Sein jugendlicher Sinn und Trieb, obwohl den Studien nicht grade feindlich, war indeß mehr den Waffen zugewandt, und als die politischen Aussichten im Jahre 1700 sich allgemein kriegerisch anließen, begehrte er, nach dem Beispiele seines Oheims und eines ältern Bruders, Bernd Detlof von Schwerin, der in des Oheims Regiment als Oberstlieutenant diente, gleichfalls dem Kriegsdienste zu folgen, worin ihm auch endlich willfahrt werden mußte.

Noch nicht völlig siebzehn Jahr alt, trat er bei der Kompanie seines Bruders in den holländischen Dienst als Fähnrich ein. Das verwandtschaftliche Verhältniß empfand er zunächst nicht als Annehmlichkeit. Der Bruder sah ungern, daß er diese Laufbahn wählte, und wünschte sie ihm noch zu verleiden. Kein harter und niedriger Dienst wurde ihm erlassen, er mußte im Gegentheil alle Strenge und Rauhheit der Befehlsmacht ertragen. Doch weder die unfreundliche Behandlung, noch die Schwere der Prüfungen machte seinen Entschluß wanken, und alles, womit man ihn abschrecken wollte,

befeuerte nur seinen Muth. Er suchte durch Abhärtung, durch Geduld und Beharrlichkeit und unverdrossenen Eifer, allem Auferlegten zu genügen, und er gewann nun erst recht alle Eigenschaften, welche sein neuer Beruf erforderte. Gern sprach er in späterem Alter von diesen schweren Dienstjahren, die es zwar übel mit ihm gemeint, aber ihn, wie er dankbar erkannte, doch wesentlich gefördert hatten, und mit Wohlgefallen blickte er auf ein Bild, das aus jener Zeit erhalten war, und ihn in seiner ersten Soldatentracht darstellte.

Zum Glück für ihn fiel diese Prüfung nicht in Friedenszeit, sondern der Reiz des Krieges trat alsbald hinzu, und jede Mühsal und Entbehrung wurde durch Spannung erleichtert und durch Gefahr veredelt. Zwei große Kriege erschütterten Europa im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der nordische Krieg, in welchem Karl der Zwölfte von Schweden als wunderbarer Kriegsheld glänzte, und der Krieg um die spanische Erbfolge, in welchem der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough als Feldherren Oesterreichs und Englands die gegen Frankreich vereinigten Kriegsvölker anführten. Schwerin machte seinen ersten

Feldzug in den Niederlanden, wo der holländische General Coehorn, schon berühmt als Kriegsbaumeister, den Festungskrieg thätig betrieb. Als der Herzog von Marlborough auf dem Schauplatz erschien, wurden die holländischen Truppen unter seinen Oberbefehl gestellt, und ein Theil derselben folgte ihm nach Oberdeutschland, als er mit seinem Heere dorthin zog. Das Regiment, in welchem unser Schwerin nun schon als Lieutenant diente, war bei diesem Zuge, focht am 2. Juli 1704 in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwörth mit, wo der Oberstlieutenant Bernd Detlof beim Sturm erschossen wurde. Die Kriegsereignisse folgten einander rasch, und Kurt Christoph fand manche Gelegenheit seine Tapferkeit zu zeigen; der ruhmvollste Tag aber, den er mitmachte, war die Schlacht von Höchstädt am 13. August, wo Eugen und Marlborough den Franzosen die vollständigste Niederlage beibrachten. Die Kriegslaufbahn eröffnete sich ihm nun immer heller und reicher, noch nicht einundzwanzig Jahr alt wurde er am 10. September 1705 zum Hauptmann ernannt, und bekam auch sogleich in seines Oheims Regiment eine Kompanie.

Diese glänzende Bahn wurde jedoch plötzlich

unterbrochen, und zwar von einer Seite her, von der er dies am wenigsten zu erwarten schien. Der Oheim nämlich fand sich im nächsten Jahre bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Da der Krieg noch in voller Stärke fortdauerte, so konnten nur Alter und Krankheit einen solchen Schritt rechtfertigen, und wurden auch als Beweggründe angeführt. Allein für den Neffen konnten diese nicht ebenso gelten, und da er gleichwohl mit dem Oheim zugleich seinen Abschied nahm, so müssen wir vermuthen, daß irgend ein Verdruß oder eine Kränkung im Dienst, welche den einen oder den andern betroffen, von beiden als gemeinsame Ursache zu dem sonst auffallenden Ausscheiden betrachtet worden; in den damaligen Heerverhältnissen fehlten solche Anlässe nicht, und Empfindlichkeit werden wir auch in der Folge noch öfters als einen der Karakterzüge unsers Helden wahrnehmen. Der Oheim ging nach Pommern zurück, und wohnte auf seinem Gute Putzar, wo er nur noch ein Jahr lang lebte. Der Neffe, welcher mit der Liebe eines Sohnes an ihm hing, folgte ihm dorthin nur auf kurze Zeit, denn neue Dienstverhältnisse zogen ihn bald wieder an. Da er als schwedischer Unterthan geboren war, so durfte ihm wohl das

Nächste und Lockendste sein, sich seinem kriegerischen jungen Könige Karl dem Zwölften anzuschließen, dessen Siegesmacht eben auf dem Gipfel des Ruhmes stand. Allein die deutschen Edelleute fühlten damals die Verpflichtung zum heimischen Dienste nicht so dringend, als daß sie darüber die persönlichen Vortheile, welche sich nach Umständen anderwärts darboten, außer Acht gelassen hätten, und solche Vortheile waren für Schwerin eben jetzt schon bei einem benachbarten Fürsten eingeleitet. Er ging nämlich an den Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, wo er am 30. November 1706 gleich als Oberstlieutenant in Dienst trat, und kaum ein Jahr später, am 3. November 1707, Oberst und Befehlshaber eines Regiments wurde; so war er nun als Dreiundzwanzigjähriger schon zu einem Range aufgestiegen, den in einem größeren Dienste so früh zu erreichen wohl nicht möglich gewesen wäre.

War ihm in solcher Jugend gelungen, die Stufen des Kriegsdienstes so rasch emporzuklimmen, so durfte er mit gleicher Zuversicht wohl unternehmen, auch andere Lebensbande früh und günstig einzugehen. Er verheirathete sich am 15. Juli 1708 mit der Freiin Ulrike Eleonore, zweiten Tochter des

schwedischen Generallieutenants Freiherrn von Krassow aus dem Hause Pansewitz auf Rügen. Die Heirath gründete sich auf Neigung, war aber auch in andern Beziehungen eine vortheilhafte; sie knüpfte ehrenvolle neue Verhältnisse im Vaterlande, half den Wohlstand des Hauses mehren, und erhöhte dem jungen verehelichten Manne das Ansehn und Zutrauen, welche dem ledigen nicht in gleichem Grade anzugehören pflegen. Die vieljährige Verbindung war nicht unfruchtbar, gab aber dennoch keine Nachkommenschaft, denn zwei Söhne und eine Tochter starben in früher Kindheit. Dieser Mangel störte die gegenseitige Zufriedenheit nicht. Schwerin wurde von seiner Gattin treu geliebt, ohne Eifersucht und mit völliger Einstimmung in alles, was er wollte und wünschte. Sonst aber hatte sie männlichen Sinn, und wandte diesen mit Erfolg auf ihr Hauswesen und späterhin auf die Bewirthung der Güter.

Inzwischen hatte der nordische Krieg aus Rußland und Polen sich bis nach Deutschland erstreckt, und die deutschen Länder an der Ostsee waren den Kriegsunruhen preisgegeben. Karl der Zwölfte unaufhörlich neue Kämpfe suchend, verlor endlich gegen die Russen am 8. Juli 1709 die Schlacht

bei Poltawa, und mit ihr den Glanz und die Frucht aller seiner bisherigen Siege. Er entging kaum der Gefangenschaft, und gelangte mit kleinem Gefolge in die Türkei, wo er als ein verbündeter Fürst ehrenvoll aufgenommen wurde, und große Hülfsmittel und noch größere Versprechungen empfing. Er überließ seinen Feldherren die Fortsetzung des Krieges in den Ländern, wo die schwedischen Kriegsvölker sich noch behaupteten, und wollte selber nicht zurückkehren, bis er dies an der Spitze eines großen siegversprechenden Heeres zu thun vermöchte. In der Nähe von Bender war um ihn her eine Art Lagerstadt entstanden und von hier aus betrieb er die eifrigsten Verhandlungen mit Konstantinopel, mit seinem Anhange in Polen, und seinen sonstigen Verbündeten; von hier aus erließ er die Befehle, die er von Zeit zu Zeit nach Schweden und an seine Generale sandte, um das Kriegsfeuer stärker anzufachen. Doch machten seine Feinde nun stets größere Fortschritte, die Russen drangen überall siegreich vor; in Verein mit Sachsen und Dänen besetzten sie Meklenburg und bedrohten Pommern. Die Entfernung des Königs machte alle durchgreifenden Maßregeln schwierig, und die politischen Verhältnisse fielen in die größte

Verwirrung, wobei stets neue Vorschläge und Ereignisse zu berücksichtigen waren.

Unter solchen Umständen eröffnete der schwedische Feldmarschall Graf von Stenbock, welcher sein Hauptquartier in Schwaan hatte, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, daß der König von Polen dringend nöthig erachte, Depeschen von großer Wichtigkeit durch sichere Hand an den König von Schweden nach Bender gelangen zu lassen, und daß er deshalb, auf Verlangen des Königs von Polen, den Herzog bitte, dem Obersten von Schwerin, der für die Sendung vorzüglich geeignet scheine, zu dieser Reise die Erlaubniß zu ertheilen. Dies Gesuch erging am 27. November 1712, und am 29. erfolgte die Einwilligung des Herzogs. Schwerin, der sich zu Schwaan bei Stenbock befand, wurde zur mündlichen Besprechung zum Herzoge berufen, kehrte jedoch bald wieder zu Stenbock zurück, der sich bereitete, die von Holstein hereindringenden Dänen anzugreifen. Der Ausgang dieses nahen Kampfes war jedenfalls abzuwarten, und Schwerin machte an Stenbock's Seite am 20. December die heftige Schlacht von Gadebusch mit, in welcher die Tapferkeit der Schweden den Sieg gegen die feindliche Ueberzahl errang. Durch diesen

Sieg, in Folge dessen die Kriegsereignisse sich aus Mecklenburg nach Holstein zogen, war das schwedische Ansehn neu befestigt, und Schwerin, welchem der Herzog am 23. December noch besondere Vollmacht und Anweisung zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen Mecklenburg und Schweden ertheilte, mußte nun ohne Säumen abreisen.

Er nahm seinen Weg über Berlin, von wo er am 28. December weiter reiste. Der schwedische Gesandte daselbst, Freiherr von Friesendorf, schrieb an den Herzog von ihm: „J'ai eu la satisfaction d'entendre faire au colonel de Schwerin la relation de la glorieuse journée de Gadebusch; et ce n'est pas la seule grace, dont nous sommes recevables à Votre Altesse Sérénissime que celle d'avoir bien voulu nous prêter ce témoin oculaire, pour qu'il allât en faire un rapport fidèle au roi à Bender." Am 4. Januar 1713 meldete Schwerin dem Herzog seine Ankunft in Wien, wo er sich indeß nicht aufhielt, sondern sogleich seine Reise nach Jassy fortsetzte. Hier traf er am 20. ein, und wollte sogleich nach Bender eilen, empfing aber vom Könige den Befehl, ihm augenblicklich alle Papiere zu schicken, selbst aber in Jassy zu bleiben, bis er Erlaubniß

erhielte, nach Bender zu kommen, — „pour des raisons que j'ignore", berichtet Schwerin in Betreff dieses Verbots, das ihn allerdings in Verwunderung setzen mußte, wofür der Grund aber wohl nur in den schwierigen Verwickelungen zu suchen ist, welche der König bereits mit den türkischen Behörden hatte, die ihn zum Weggehen aufforderten, und denen er mit gewaltsamen Eigenwillen trotzte. Schon drei Wochen vor Schwerin's Ankunft hatte der Pascha von Bender den König mit ernstlichen Maßregeln bedroht, und da dieser bei seiner Weigerung verblieb, so fingen die Türken schon an, den Verkehr des Königs zu beschränken und ihm die Lebensmittel abzusperren. Noch scheuten sie die Person des Königs selber anzugreifen, aber gleiche Schonung widerfuhr nicht seinem Gefolge, und einzelne Schweden, deren man habhaft werden konnte, erfuhren harte Behandlung.

Schwerin erkannte, daß er im unglücklichsten Zeitpunkt eingetroffen sei, wo auch seine Aufträge ganz unnütz wurden. Da die Erbitterung der Türken gegen die Fremden mit jedem Tage zunahm, und heftige Ausbrüche zu befürchten gab, so ließ der Statthalter der Moldau, Fürst Mawrokordato, den schwedischen Residenten zu Jassy, Schwerin,

und mehrere Offiziere, die sich dort aufhielten, am 24. Januar in Haft nehmen, mehr zu ihrer eignen Sicherheit, als daß er ihnen mißtraut oder übel gewollt hätte; sie durften auch sogar ihre Waffen und Pferde behalten. Als nun die Nachricht kam, die Tataren würden einfallen und die Gefangenen wegschleppen, so brach Schwerin die Haft, und begab sich mit seinen Gefährten an einen sichern Ort, von wo sie dem Fürsten anzeigten, weßhalb sie die Haft gebrochen, und daß sie keineswegs entfliehen wollten. Auf dessen bestimmte Zusage, daß er sie schützen werde, kehrten sie nach Jassy zurück, und wurden nach drei Wochen völlig freigelassen. Schwerin berichtete am 24. Februar über diese Vorfälle an den Herzog, ließ durch ihn seine Frau und Kinder grüßen, und bat dann auch um Geld; er habe seit seiner Abreise aus Wien, schrieb er, seine Kleider nicht abgelegt, und fügte hinzu: „La figure que je fais ici est assez extraordinaire, pas un ne sait au vrai qui je suis et je n'ai garde de tirer aucun d'erreur." Bei ihm war auch der Oberst Klingstädt, welcher kurz vor ihm aus Schwerin über Zweibrücken nach Bender abgegangen und zehn Tage vor ihm angekommen war.

Ueber das fernere Geschick und Benehmen des Königs nach seiner Ueberwältigung durch die Türken, so wie über seine eigne Lage und Bedürftigkeit, berichtete Schwerin wiederholt. Am 16. März schrieb er von Bender aus, und bat auf's neue um vierhundert Dukaten, indem er schon bis über die Ohren in Schulden stecke; dabei schlug er dem Herzoge den Ankauf von türkischen Meubeln und Pferden, wie auch von ungarischen Weinen vor, indem er sich die Rückreise, wie es scheint, gern ganz nahe vorstellte. Allein diese sollte er noch lange genug hinzögern sehen, und mittlerweile sogar die Nachricht empfangen, daß der Herzog Friedrich Wilhelm am 31. Juli in Mainz, wohin er sich aus dem Schlangenbad hatte bringen lassen, gestorben sei, und daß sein Nachfolger der Herzog Karl Leopold am 4. August die Regierung angetreten habe. Nachdem die Lage Karls des Zwölften in Demitocca, wohin man ihn gebracht, wieder etwas günstiger geworden, durfte auch Schwerin endlich dorthin kommen, und konnte nun persönlich dem Könige seine Aufträge eröffnen; sie waren nun veraltet und bei ganz veränderten Umständen unbrauchbar, in dieser Hinsicht also seine Sendung eine erfolglose zu nennen. Doch fand

er für alle ausgestandenen Mühen und Gefahren reiche Schadloshaltung in dem täglichen Umgang und den reichen Gesprächen des wunderbaren Kriegshelden, der die Welt fortwährend in Staunen setzte, und in dessen Nähe gelebt zu haben schon Merkwürdigkeit und Zauber war. Seine Unterhaltung, ausschließlich auf Kriegsthaten und Kriegswesen gerichtet, galt für die belehrendste Weihe, deren man in diesem Fache theilhaftig werden könne; sie in solcher Fülle wie Schwerin genossen zu haben, galt als ein beneidenswerthes Glück, und gewiß hat diese Reise dem späteren Rufe seiner großen Kriegserfahrung einen stärkern Vorschub gethan, als wenn er ein paar Feldzüge mehr gemacht hätte; er selbst pflegte dies rühmend auszusprechen.

Wie schwer und sogar gefährlich es war, mit Karl dem Zwölften umzugehen, ist aus vielen Zügen dieses starren Karakters bekannt. Schwerin scheint einigermaßen in Gunst bei ihm gestanden zu haben, wie er denn wohl vor Andern geschickt sein mochte, den König zugleich mit Nachgiebigkeit und mit Festigkeit zu behandeln. Man behauptete sogar, er habe sich in die trotzige Sinnesart desselben so gut gefunden, daß einiges davon in sein

eignes Gemüth übergegangen sei; doch blieb in Schwerin der Trotz, den er wohl öfters zeigte, stets durch Güte und Freundlichkeit gemildert. Die Züge von des Königs Starrsinn aber pflegte er nicht ohne Wohlgefallen zu erzählen, und einen solchen, nach seiner Erzählung überlieferten, wollen wir auch hier beifügen. Der König lag in einem Lusthause auf seinem Bette, wie er in jener Zeit oft wochenlang zu thun pflegte, aber das Bette stand zufällig so, daß die Sonne ihm heftig auf den Kopf brannte, dies belästigte ihn sehr, doch kein Mittel der Abhülfe war vorhanden, als Veränderung des Ortes; natürlich rieth man ihm, sein Bette wegrücken zu lassen, allein zu solcher Nachgiebigkeit war er nicht gewöhnt, er verweigerte daher dies beharrlich, und ertrug fernerhin die heißen Sonnenstrahlen, welche diesen Kopf durch alle Marter nicht beugten.

Doch mußte des Aufenthalts in der Türkei, die auch der König nun zu verlassen sich ernstlicher anschickte, für Schwerin endlich genug sein, und gewiß nicht ungern empfing er seine Abfertigung. Der König entließ ihn am 5. November 1713 von Demitocca mit einem kurzen Dankschreiben an den Herzog Karl Leopold, und die Heimreise fand

nun kein weiteres Hinderniß. Er hatte in der Türkei fast zehn Monate zugebracht, und sein lebhafter Geist, bei aller Ungunst der Verhältnisse, daselbst einen Reichthum von Beobachtungen und Merkwürdigkeiten eingesammelt, der ihm in aller Folgezeit unschätzbar blieb.

Er fand im Vaterlande vieles verändert. Der Herzog Friedrich Wilhelm war ein lebensfroher, gutmüthiger Fürst gewesen, den es tief kränkte, bei seinem besten Willen doch nur in Hader und Verwirrung mit seinen Unterthanen zu stehen, die er überdies den Unruhen und Bedrängnissen des Krieges preisgegeben sah. Unter seinem Nachfolger dauerten die Kriegsunruhen fort, die Streitigkeiten mit seinen Unterthanen aber brachen in hellere Flammen aus. Der Herzog Karl Leopold war ein schöner Mann, von guten Anlagen, die aber durch Rohheit und Eigensinn erstickt worden. Jähzornig zugleich und halsstarrig, herrschsüchtig und mißtrauisch, flößte er nur Furcht und Widerwillen ein. Doch war er bei diesen Eigenschaften nur um so mehr die Beute arglistiger Umgebungen, seine Vertrauten mißbrauchten ihn, seine Geliebte, die er als seine Gemahlin hielt, war ihm untreu. Er hatte im Lager Karls des Zwölften die Feldzüge

in Polen mitgemacht, und wollte nach dessen angestauntem Beispiel alles mit militairischer Strenge leiten, wodurch er aber nur alles verdarb, und sich selber in's Elend brachte. Ein Kriegsmann von Einsicht und Entschlossenheit, wie Schwerin, und der überdies von dem Könige von Schweden heimkehrte und mit Bewunderung von dessen Standhaftigkeit erzählte, war dem Herzoge sehr willkommen, der ihn auch sofort zum Brigadier und gleich darauf zum Kommandanten in Rostock ernannte. Doch um den neuen Kommandanten gehörig einzusetzen, mußte der Herzog sich einer List bedienen. Die Stadt nahm wohl Herzogliche Truppen ein, behielt aber neben diesen ihre eignen, und die Thorschlüssel verwahrte der jedesmalige worthabende Bürgermeister; nur wenn der Herzog selbst erschien, wurden sie ihm überreicht, der sie dann alsbald zurückzugeben pflegte. Jetzt reiste der Herzog also nach Rostock, und empfing üblicherweise die Thorschlüssel, doch anstatt sie dem Magistrat zurückzugeben, überlieferte er sie dem Kommandanten, der sie dann auch aller Klagen ungeachtet behielt.

Schwerin gehorchte seinem Fürsten als Krieger, und vollzog die ihm ertheilten Befehle als

Aufgaben seines Amtes; über diesen Kreis aber ging er nicht hinaus, und am wenigsten ertheilte er Rathschläge zu harten Maßregeln, die er wohl eher mißbilligte. Allein der Herzog fand andre Diener genug, welche seiner Eigensucht und Gewaltsamkeit schmeichelten. Als einer seiner verderblichsten Rathgeber wird ein Minister von Petkum genannt, den er aus der Fremde mitgebracht; in Dänemark hatte dieser das Beispiel einer unumschränkten Regierung vor Augen gehabt, und wollte eine solche auch in Mecklenburg einführen. Das Land aber war entschlossen, seine Rechte zu vertheidigen, und besonders kämpfte die Ritterschaft mit Muth und Erfolg gegen die Eingriffe des Herzogs, der willkürlich Steuern ausschrieb, Verhaftungen anbefahl, und überhaupt im Lande schaltete, als wenn es weder Gesetze noch Verfassung gäbe. Das Land, die Ritterschaft an der Spitze, wehrte sich tapfer, und machte seine Klagen beim Reichshofrath in Wien anhängig. Der Herzog empfing von den höchsten Reichsbehörden und von dem Kaiser selbst die schärfsten Mahnungen, von seinen Gewaltthaten abzulassen, die benachbarten Höfe boten ihre guten Dienste zur Ausgleichung an, allein nichts verfing bei ihm, er setzte seine

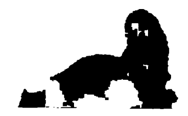
trotzige Handlungsweise thöricht fort. Auf Gütern und Städten wurden den Widerspenstigen willkürlich Truppen zur Verpflegung eingelegt, und Mecklenburger selbst wetteiferten in Plünderung und Verheerung ihres Landes mit den Fremden. Mehrere Jahre vergingen so unter Kampf und Drangsalen.

Inzwischen hatte der Herzog Karl Leopold, nachdem er schon früher von seiner ersten Gemahlin sich getrennt, am 19. April 1716 zu Danzig sich mit einer russischen Prinzessin, Nichte des Zars Peters des Großen, zum zweitenmale vermählt, und bei dieser Verbindung hauptsächlich eine politische Stütze beabsichtigt. Der nordische Krieg hatte auf's neue russische Kriegsvölker nach Mecklenburg geführt, welche das Land hart bedrängten, und als im Jahre 1717, durch die wiederholten Klagen der Ritterschaft, und durch die Verwendung des Kaisers, endlich bei dem Zar erwirkt wurde, daß er die russischen Truppen nach Polen zurückzuführen befahl, so vereitelte der Herzog diese Wohlthat zum Theil wieder, indem er zwei Regimenter Fußvolk und zwei Grenadierkompanien, zusammen 3300 Mann, mit des Zars Bewilligung zurückbehielt und in Sold nahm. Auch seine deutsche



Kriegsmacht vermehrte er ansehnlich, und hielt zusammen über 12,000 Mann unter Waffen. Schwerin, der am 3. September 1718 zum Generalmajor befördert wurde, erhielt den Oberbefehl aller dieser Truppen, deren Erhaltung neue Bedrückungen nöthig machte, die sie denn auch selbst ausführten. Sie betrafen hauptsächlich den Adel, der größtentheils von seinen Gütern vertrieben wurde, aber im Ausland nun um so lauter gegen den Herzog schrie, und die Hülfe von Kaiser und Reich anrief. Die heftigen Klageschriften, welche der Adel an den Kaiser richtete, sprachen auch persönlich gegen Schwerin mancherlei Vorwürfe aus, die er jedoch damit abzulehnen suchte, daß er die Befehle des Herzogs nicht zu verantworten habe, für die Aufführung der Soldaten aber bei dem besten Willen nicht durchaus einstehen könne. Uns scheint zu seinen Gunsten am meisten der Umstand zu sprechen, daß er in mehreren Jahren thätigen Dienstes bei einem so schlechten Heere und in einer so schlechten Sache keinen dauernden Schaden an seinem Ruf erlitten, sondern seinen Namen ehrenvoll erhalten hat.

Da jedoch der Herzog keiner Vorstellung Gehör gab, sondern nur immer unsinniger wüthete,



so beschloß endlich der Kaiser, auch von Seiten des Reiches Gewalt eintreten zu lassen. Hannover und Braunschweig wurden beauftragt, ihre Truppen in Mecklenburg einrücken zu lassen, um die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen. Die Zeitverhältnisse begünstigten ein solches Verfahren, die deutschen Reichsstände stimmten bei, die russische Kriegsmacht war größtentheils nach Polen zurückgegangen, und Karl der Zwölfte am 11. December 1718 vor Friedrichshall in Norwegen erschossen worden, so daß der Herzog von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte, sondern auf seine eignen Truppen beschränkt war. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Erste, erließ noch am 16. Januar 1719 eine ernstliche Ermahnung an den Herzog, von den harten Bedrückungen des Adels abzustehen, allein vergeblich; die Einziehung der Güter wurde fortgesetzt, so wie auch die gewaltsame Werbung, welche die Leute von der Landstraße zum Soldatendienste, so wie die Pferde von den Kutschen für die Reiterei wegnahm. Dabei hatte der Herzog die Dreistigkeit, den Kaiser seiner völligen Unterwerfung, und die Höfe von Hannover und Braunschweig der geschehenen Abstellung aller Beschwerden zu versichern, so daß ihre Truppen nur

ruhig zu Hause bleiben könnten. Doch diese waren bereits, gegen 13,000 Mann stark, unter dem hannöverschen General von Bülow im Anmarsch, und gingen am 25. Februar bei Zollenspieker und bei Artlenburg über die Elbe. Schwerin sollte mit etwa 8,000 Mann nach Boitzenburg vorrükken und die dortige Gränze vertheidigen. Der Oberst von Waldow führte den Vortrab, fand aber Boitzenburg vom Feinde schon besetzt, und zog sich daher zurück. Schwerin meldete hierauf dem Herzoge den Stand der Sachen, und daß er ihm getrost überlassen könne, den hannöverschen Truppen den Rückweg zu weisen, wenn er selbst nur inzwischen nach Wien eilte und den Kaiser zu versöhnen suchte. In Wittenburg empfing Schwerin neue Befehle, und diese schrieben ihm vor, alle Thätlichkeiten zu vermeiden und sich auf die Hauptstadt Schwerin zurückzuziehen. Der Herzog selbst aber, beim Annahen der wirklichen Gefahr bald unschlüssig und dann kleinmüthig, reiste nach Berlin ab, und überließ die militairische Entwicklung der mißlichen Sache seinem General, dem doch die empfangenen Befehle zum voraus allen Erfolg abschnitten.

Im Verdruß und Unwillen über den ganzen

Zusammenhang dieser schlecht berechneten Dinge scheint Schwerin nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben, dem Feinde wenigstens zu beweisen, daß er die Waffenentscheidung nicht fürchte; denn bestand auch ein Theil seiner Truppen aus Neulingen, so waren doch die Russen und die Reiter und Dragoner alte, in manchem Streit bewährte Soldaten, und diese theilten seine Stimmung. Der Zufall begünstigte ihn bei seinem Absehn. Auf seinem Rückzuge stieß er am 5. März in Parum auf ein hannöversches Dragonerregiment, das bis dorthin vorgedrungen war, doch da noch keine Feindseligkeiten angefangen hatten, so zog er ruhig weiter, und weil der Mond hell schien, so wollte er durch einen Nachtmarsch den Vorsprung, den der Feind über ihn gewonnen, wieder einzubringen suchen. Als er nun um Mitternacht bei dem Engwege von Walsmühlen anlangte, wo er beim früheren Vormarsche gegen die Elbe zur Sicherung eine Feldwacht von 30 Reitern zurückgelassen, fand er diese verjagt, die Brücken abgetragen und jenseits ein hannöversches Regiment in Linie aufgestellt. Der General von Bülow hatte dieses Regiment vorausgesandt, um den Mecklenburgern den Durchzug zu wehren. Schwerin ließ den Obersten

d'Alleur, der das Regiment befehligte, durch einen Adjutanten auffordern, ihm freien Durchzug zu gestatten, er würde dann seinen Rückzug friedlich fortsetzen, doch der Oberst lehnte dies ab, und als Schwerin selber zum Ufer ritt, um mit dem Obersten zu sprechen, gaben die Hannoveraner Feuer und tödteten fünf Russen in Schwerin's Gefolge, ihn selbst traf eine Kugel auf das Schienbein des rechten Fußes. Nun entzündete sich das Gefecht von selbst; die Russen, um ihre verrätherisch getödteten Landsleute zu rächen, stürzten zum Angriff herbei, ein Müller zeigte Nebenwege, durch welche man über das Wasser kommen und dem Feinde in den Rücken fallen konnte; Schwerin sandte eine Abtheilung hinüber, und nun zwischen zwei Feuer gebracht, mußten die Hannoveraner bald unterliegen, der Oberst d'Alleur wurde schwer verwundet, sein Oberstlieutenant getödtet, und das ganze Regiment, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, in die Flucht gesprengt, die Fahne und mehrere Gefangene fielen in die Hände der Mecklenburger. Schleunigst ließ Schwerin die Brücke herstellen, und zog nun mit Truppen, Geschütz und Gepäck hinüber; das hannöversche Dragonerregiment, welches er bei Parum gesehen hatte, und das

ihm unvermerkt gefolgt war, versuchte noch seinen Nachtrab anzugreifen, wurde aber von Schwerin, der persönlich zwei Pelotons Fußvolk heranführte, schnell zurückgetrieben. Als es Tag wurde und alles glücklich herüber war, ließ Schwerin die Brücke wieder abbrechen, und setzte seinen Marsch in der alten Richtung fort. Plötzlich aber wurde gemeldet, feindliche Reiterei ziehe in bedeutender Stärke herbei, worauf Schwerin seine Truppen sogleich aufmarschiren ließ. Der General von Bülow hatte das Schießen vernommen, und war mit seinen Generalen und so viel Reiterei, als in der Eile aufsitzen konnte, herbeigesprengt, um die Seinigen zu unterstützen; zwar fand er diese schon geschlagen, und die Mecklenburger über den Engweg weit hinaus, allein auch jetzt noch wollte er sie in ihrem Rückzuge hemmen, und warf sich mit 8 Schwadronen, die ihm zunächst gefolgt waren, ungestüm auf den linken Flügel, der noch nicht völlig geordnet stand. Sie wurden jedoch hier so unerschrocken und mit so tüchtigem Feuer empfangen, daß Bülow seine abgewiesenen Reiter nicht zum zweitenmale vorführen mochte, sondern, um Fußvolk abzuwarten, nach Wittenburg zurückzog. Schwerin blieb noch zwei Stunden auf dem Wahl-

platze stehen, dem Feinde gleichsam zur Herausforderung; doch da dieser nicht wieder erschien, so marschirte er ruhig nach der Hauptstadt, wo er Mittags einrückte.

Der General von Bülow erließ am 8. März aus seinem Hauptquartier Wittenburg an Schwerin ein Schreiben voll heftiger Vorwürfe, daß er gewagt die Truppen, welche im Namen von Kaiser und Reich in Mecklenburg einrückten, feindlich anzugreifen, wozu er gewiß nicht befehligt gewesen; Bülow drückte sich so aus, als ob Schwerin für seine Verwegenheit durch die erlittene Niederlage schon bestraft worden, drohte ihm aber noch schwere Verantwortung an, und forderte binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine bestimmte Erklärung, ob er befehligt sei, die noch täglich erneuerten Gewaltthaten gegen den Adel fortdauern zu lassen, ob er die weggenommenen Pferde und Ochsen zurückgeben, und schließlich, ob er die Russen ohne Zögern aus dem Lande schaffen wolle? Schwerin antwortete am 13. März, die Gegenstände jener Anfragen lägen außerhalb seiner Befugniß, er habe darüber an den Herzog berichtet, wegen des stattgehabten Gefechtes aber sei er ganz ruhig, da er die Feindseligkeiten nicht angefangen,

und was den Ausgang betreffe, so könne er nur wünschen, wenn er künftig mit Feinden zu thun habe, so wie bei Walsmühlen geschlagen zu werden, und werde keinen solchen Sieg, wie da über ihn gewonnen worden, ihnen jemals mißgönnen. Bülow erwiederte hierauf, Schwerin habe nicht nöthig gehabt, bei Walsmühlen den Durchzug zu erzwingen, er habe noch andere Wege gehabt, seinen Rückzug fortzusetzen. Dies war richtig, allein die Thatsache, daß Schwerin der angegriffene Theil gewesen, dadurch nicht umgestoßen, und rechtfertigte den Krieger hinlänglich, nun auch seinerseits keinen Waffenvortheil verschmäht zu haben. Der aufgebrachte Adel häufte ebenfalls wegen jenes Kampfes alle Schuld auf Schwerin, und veranlaßte den Reichsfiskal gegen ihn zu verfahren; doch bei näherer Untersuchung fiel die Sache von selbst.

Während dieser Verhandlungen hatten die Mecklenburger ihren Rückzug fortgesetzt, die Stadt Schwerin und darauf auch Sternberg geräumt, wohin die hannöverschen Truppen ihnen folgten. Der Herzog war in Berlin durch den Bericht Schwerin's von dem Gefechte bei Walsmühlen erfreut worden, und ernannte denselben zum Lohne seines

tapfern Verhaltens gleich am 8. März zum Generallieutenant. Auch dem Könige von Preußen gefiel die Entschlossenheit des jungen Anführers, auf den er seitdem mit Gunst blickte; doch die Sache des Herzogs war dadurch nicht besser geworden, der König rieth ernstlich zur Nachgiebigkeit, und bald war der stolze Sinn des trotzigen Fürsten so gebeugt, daß er allen Widerstand aufgab; Schwerin mußte Bützow, Güstrow und endlich auch Rostock räumen; an die äußerste Gränze des Landes gedrängt, lagerten die Truppen einige Zeit am See von Malchin, allein dem Herzoge wurde nicht gestattet, auch nur einen Theil derselben zu behalten, er sah sich genöthigt sie zu entlassen; die Russen nahmen ihren Rückweg in die Heimath, wohin sie schon längst verlangten. Der Herzog begab sich nach Dömitz, wo er nur wenige deutsche Mannschaft behielt, und von geringen Einkünften lebte, während sein ganzes Land von fremden Truppen besetzt blieb und durch eine in Rostock niedergesetzte Kaiserliche Kommission verwaltet wurde. Diese Kommission untersuchte alles Vorgefallene, und ließ auch Schwerin zur Rechenschaft vorladen, allein er glaubte sich dieser entziehen zu dürfen,

erschien nicht, und erfuhr auch weiter keine Anfechtung.

Diese mecklenburgischen Dienstjahre und Verhältnisse bilden den schlimmsten Zeitraum in Schwerin's Leben, und es ist ein seltner Fall, aus so traurigen Verwicklungen, welche den besten Mann zu Grunde richten können, mit gutem Namen und sogar mit Ruhm hervorzugehen. Die Erbitterung der Ritterschaft gegen ihn betraf mehr sein Verhältniß, als seine Person, und verschwand alsbald, nachdem er aus jenem getreten war. Diesen Vortheil dankte er ohne Zweifel der Klugheit, nur innerhalb seiner militairischen Befugnisse zu handeln, und weder Günstling noch Rathgeber sein zu wollen, welche Stellung übrigens bei dem Herzoge Karl Leopold keine beneidenswerthe sein konnte. Da die Sache dieses Fürsten unwiederbringlich verloren war, und seine Lage keine Verbesserung hoffen ließ, so hörte Schwerin's Dienstverhältniß von selbst auf; er konnte daher ohne Schwierigkeit seine Entlassung nehmen, und sich nach Pommern auf seine Güter zurückziehen.

Er und sein Bruder Bogislaw hatten sich in die väterliche Erbschaft getheilt, die das Gut Löwitz nebst Antheilen an den Gütern Strettense und

Kummerow begriff, und nur geringes Einkommen abwarf. Aber durch die Hinterlassenschaft des Oheims Detlof von Schwerin, der sein im holländischen Dienst erworbenes Vermögen anwandte, das zerstreute Familiengut für seine Neffen wieder zusammenzubringen, hatte sich ihr Besitz bedeutend vermehrt. Während der Kriegesunruhen war alles Grundeigenthum in Werth und Ertrag gesunken, es bedurfte kluger Anstalten und sorgsamer Aufsicht, demselben wieder aufzuhelfen. Schwerin aber hatte in diesem Bemühen den glücklichsten Erfolg, die Einkünfte mehrten sich bedeutend, und in kurzer Zeit erhoben sich beide Brüder zu bemerkbarem Wohlstand. Doch lag es nicht in ihrem Sinne, ganz innerhalb des Landlebens sich abzuschließen; sie trafen zweckmäßige Anordnungen für die damals noch sehr einfache Bewirthschaftung, und fanden sich in aller Freiheit, persönlich der glänzenderen Bahn des Staatsdienstes zu folgen.

Durch den Stockholmer Frieden vom 1. Februar 1720 gelangte Preußen zum vollständigen Besitz von Pommern bis an die Peene, und Schwerin wurde dadurch ein Unterthan Friedrich Wilhelms des Ersten, in dessen Diensten sein Bruder Bogislaw schon als Finanz- und Kriegsrath stand.

Der König hatte den günstigen Eindruck von Schwerin's Tapferkeit nicht vergessen, und bezeigte das Verlangen, ihn nebst dem Obersten von Waldeck und einigen andern ausgezeichneten Offizieren, die sich dazu meldeten, in seinen Dienst aufzunehmen. Schwerin trat am 10. April in das preußische Heer als Generalmajor, mit dem Patent vom 1. Februar und mit dem Versprechen eines Regiments bei nächster Erledigung. Er konnte noch einige Zeit auf seinen Gütern zubringen und für deren gute Verwaltung Sorge tragen; bald aber berief ihn der König zu sich, um seine Fähigkeiten in politischen Geschäften zu benutzen. Er stellte ihn der Königin, einer Prinzessin von Hannover, mit den Worten vor: „Das ist der Mann, der Ihre Landsleute bei Walsmühlen geklopft hat!“ und diese Waffenthat wurde ihm überhaupt auf das vortheilhafteste angerechnet. Seine ersten Verrichtungen im preußischen Dienste waren diplomatischer Art. Er ging im Jahre 1721 als preußischer Gesandter nach Dresden, und im Sommer des folgenden Jahres in gleicher Eigenschaft nach Warschau, wo ihn später sein Bruder Bogislaw ablöste. An beiden Höfen genoß er Achtung

und Vertrauen, und seine Geschäftsführung erwarb des Königs völlige Zufriedenheit.

Als erwünschten Beweis derselben empfing er gleich nach seiner Rückkehr, am 13. Januar 1723, ein Regiment Fußvolk, eines der schönsten im Heere, vor zehn Jahren errichtet und dem General von Schwendy anvertraut, nun durch dessen Tod erledigt, und nach seinem neuen Inhaber fortan auf lange Zeit das Schwerin'sche genannt. Schwerin begab sich unverzüglich nach Frankfurt an der Oder, wo das Regiment seinen Standort hatte, übernahm dasselbe, und wandte seinen ganzen Eifer an, die gute Verfassung, in der es sich befand, noch zu erhöhen. Dem äußeren Glanze sollte die innere Tüchtigkeit entsprechen, der Genauigkeit im Dienst und in Waffenübungen die strenge Ordnung und ehrbare Zucht. Er empfahl neben der Strenge aber auch Milde, und verbot willkürliche Härte. Sein wohlwollender Sinn hatte das Vertrauen der Offiziere wie der Soldaten gewonnen, und die letztern, welche vorzüglich der Gegenstand seiner Fürsorge waren, liebten ihn wie einen Vater. Doch widerfuhr ihm in der Handhabung seines Regiments ein Mißgriff, der in der Folge auffallend wurde. Ein junger Fähnrich, den er zwar wegen

seines Diensteifers beloben mußte, aber gar klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Kommandiren fand, wurde deßhalb von ihm nicht befördert, sondern statt seiner bei wiederholtem Anlasse jedesmal einer der Ausländer eingeschoben, die Schwerin aus dem mecklenburgischen Dienste mitgebracht hatte, ansehnliche und reiche Leute — sagte man —, die er begünstigte, deren Eigenschaften übrigens seiner Begünstigung nicht unwerth waren. Nachdem der Fähnrich auf die Weise viermal übergangen worden, schrieb er unter dem 28. Juli 1724 an den König, und bat, daß ihm, etwa durch Versetzung in ein anderes Regiment, seine Beförderung gewährt würde, worauf der König in Folge von Schwerin's Bericht, dem dreisten Fähnrich ohne weiteres seine Entlassung gab. Dieser Fähnrich aber war Hans Joachim von Zieten, dessen Namen später zu nicht geringerem Ruhm emporstieg, als der Schwerin's.

Das Jahr 1724 brachte einen besonderen Anlaß, Schwerin von seiner militairischen auf's neue zu diplomatischer Thätigkeit abzurufen. In der Stadt Thorn hatten die Protestanten lange Zeit die Oberhand besessen, doch mit den Katholiken in Frieden gelebt. Als aber die Jesuiten dort eingedrungen, verstärkte sich die katholische Parthei, und

versuchte bald Eingriffe in die Rechte der Protestanten. Die außer Uebung gekommene öffentliche Begehung des Frohnleichnamsfestes wurde wieder eingeführt, und die Jesuitenschüler, eine starke, wohlgeordnete Schaar voll Uebermuth und Kraft, maßten sich an, die zufällig anwesenden Protestanten zum Niederknien zu zwingen. Hiedurch entstand eine blutige Schlägerei, und das gemeine Volk in höchster Erbitterung fiel über die Schüler her, trieb sie in die Flucht, und stürmte dann das Jesuitenkollegium, welches bald in Flammen aufging. Die flüchtigen Jesuiten erfüllten das ganze Land mit ihren Klagen, und der Reichstag in Warschau verfügte eine gerichtliche Untersuchung des Vorgangs. Doch die Stimme der Jesuiten galt hier allein, und sie brachten es dahin, daß der Bürgermeister von Thorn nebst mehreren Bürgern zum Tode verurtheilt, und die Stadt ihrer bisherigen Freiheiten verlustig erklärt wurde; ferner sollte die bisher protestantische Liebfrauenkirche den Katholiken übergeben werden, der Rath ausschließlich aus diesen bestehen, und den Protestanten, oder, wie sie als politische Parthei in Polen hießen, den Dissidenten, kaum noch Boden und Luft verbleiben. Der Reichstag bestätigte diesen

Ausspruch, und ein Fürst Lubomirski rückte mit Truppen als Vollstrecker gegen Thorn. Der König von Preußen, durch seinen Gesandten in Warschau, Bogislaw von Schwerin, von diesem grausamen und ungerechten Beschluß unterrichtet, brach in den größten Unwillen aus. Er war als Theilnehmer des Friedensvertrages von Oliva verpflichtet, die Protestanten bei ihren durch diesen Frieden gesicherten Rechten zu schützen, und er trat nachdrücklich für sie auf; seine redliche Gesinnung und sein frommer Eifer ließen kein Mittel unversucht, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Er rief die mitverpflichteten Höfe von England, Schweden und Dänemark zu kräftigem Einspruch gegen die Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen auf. Er selber schrieb an den König von Polen, um wenigstens Aufschub für den schmachvollen Urtheilsspruch zu erlangen, und um dem Schreiben größeres Gewicht zu geben, ließ er dasselbe durch Kurd Christoph von Schwerin überbringen. Beide Brüder betrieben mit vereintem Eifer ihren Auftrag, allein ihr Bemühen war vergebens, die katholische Partheisucht überwog, und Lubomirski, befürchtend, der Aufschub möchte dennoch bewilligt werden, beschleunigte die Hinrichtung, die am 7. December wirklich

vollzogen wurde. Schwerin überließ nun seinem Bruder und dem großbritannischen Gesandten die fernere Rechtserörterung dieser jammervollen Sache, und kehrte voll Trauer und Grimm nach Berlin zurück, wo der König auf neue Maaßregeln sann, den Bedrängten beizustehen, oder doch das Vergeltungsrecht für sie zu üben.

Im folgenden Jahre finden wir Schwerin wieder bei seinem Regiment in Frankfurt an der Oder. Von seinem guten Verhältnisse mit dem Könige zeugt ein Schreiben an denselben vom 11. Juni; er bietet ihm darin die Bildnisse von Stanislaus Lesczinski und von dessen Gemahlin mit dem Wunsche an, dafür das Bild des Königs zu erhalten. Wir schalten diese Probe damaliger inkorrekter Eleganz, wie sie auch selber in Frankreich nicht selten vorkam, hier gebührend ein. Schwerin schrieb: „Sire! Votre Majesté m'ayant marqué désirer voir le portrait de Stanislas Lesczinski et celui de son épouse, ainsi j'ai l'honneur de les lui présenter bien au naturel, ils ont l'un et l'autre toute la ressemblence possible, au moins tels qu'ils etoient 1711. J'ai depuis encore fréquenté familièrement ce seigneur en Turquie, où il n'avait rien perdu de son air,

et comme des personnes qui l'ont vu depuis peu m'ont assuré, il n'y a aucun changement en lui que la différence de l'habillement. Si Votre Majesté souhaite garder ces deux portraits, je les lui offre de grand coeur en échange du sien; mon intéressement en cette rencontre ne doit pas déplaire à Votre Majesté, un pauvre gentilhomme qui troque avec son roi y doit gagner naturellement, outre que peut-être de longtems il ne s'offrira pas une occasion si favorable, pour vous demander votre portrait que j'aurai en vénération toute ma vie. Je suis avec toute la soumission respectueuse etc." Der König behielt diese Bildnisse, und befahl das seinige zu übersenden. Am 30. November desselben Jahres erhielt Schwerin auch die Amtshauptmannschaft zu Jerichow und Alten-Platow, deren Einkünfte jährlich 500 Thaler betrugen. Wegen ansehnlicher Forderungen, welche Schwerin aus seiner frühern Dienstzeit noch in Mecklenburg zu machen hatte, und lange fruchtlos ansprach, gewährte ihm der König seine kräftige Verwendung, und er gelangte zu seiner Gebühr. Von seiner Gunst bei dem Könige, und in wie menschenfreundlichem Sinn er sie benutzte, finden

wir noch folgende Erzählung: „Ein Page des Königs war mit einem seiner Kammeraden in Händel gerathen, ohne davon die Ursach gewesen zu sein, und hatte das Unglück gehabt, denselben zu erstechen. Der König, welcher in dergleichen Fällen keine Nachsicht hatte, befahl, daß er den Kopf verlieren sollte. Alles nahm an dem Schicksal des Pagen Antheil, und bat für denselben um Gnade. Es war aber umsonst, und selbst die Bitten der Königin wurden nicht erhöret. Endlich übernahm es Schwerin den Unglücklichen zu retten. Der König war einst bei guter Laune, über ein Geschäft, welches Schwerin wohl ausgeführt hatte, und befahl ihm daher sich eine Gnade zu erbitten. „Es sei welche es sei?" fragte Schwerin, der diesen Zeitpunkt zu benutzen suchte: Ja! erwiederte der König. — „Versprechen mir Ew. Majestät bei Ihrem Königlichen Worte, daß sie meine Bitte nicht abschlagen wollen?" — Der König, der keine Verzögerungen ertragen konnte, ward schon ungeduldig und sagte: „Ja! ja! Was ist es denn?" — „Nun," fuhr Schwerin fort, „so bitte ich um das Leben des jungen Menschen, der das Unglück gehabt hat, seinen Kameraden zu erstechen." — Nein, erwiederte der König, alles in der Welt,

aber das nicht. — Schwerin ergriff den Rockschoß des Königs und sagte: „Ew. Majestät haben mir Ihr Königliches Wort gegeben, und ich lasse Sie nicht, bis Sie es gehalten haben.“ — Der König, der sich so in die Enge getrieben sah, antwortete: Schwerin! Ihr vergreift Euch an meiner Person? — „Nehmen Ew. Majestät meinen Kopf, versetzte Schwerin, wenn ich ein Verbrechen begehe, aber schenken Sie einem jungen Menschen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann, und der schon dazu so gute Hoffnungen gegeben hat.“ — Nun, sagte der König mit Unwillen, er soll Gnade haben, aber er muß mir nie wieder vor das Gesicht kommen. —

Der Feldzeugmeister Graf von Seckendorf, welcher als Gesandter des Kaisers im Jahre 17[illegible] nach Berlin kam, und lange Zeit in dieser Stellung verblieb, wußte den König bald für sich einzunehmen und sich in dessen Vertrauen festzusetzen. Die Verhältnisse in Berlin erfuhren dadurch große Veränderungen. Um den König her hatten sich, wie dies sein offner und rascher, aber leichtgläubiger und beschränkter Sinn wider seinen Willen veranlaßte, schon früher vielfache Ränke gesponnen; der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nebst dem

Feldmarschall von Grumbkow hatten zum Theil die Fäden in der Hand, zum Theil waren sie selbst davon umstrickt. Nun trat Seckendorf als der Klügste und Feinste hinzu, und hatte bald mit jenen die Verbindungen angeknüpft, die für seine Zwecke nöthig waren. Alles am Hofe von Berlin empfand fortan mehr oder minder den Einfluß dieser Namen. Seckendorf lenkte die Neigung des Königs entschieden auf die Seite Oestarreichs, und entzweite ihn mit Hannover und Großbritannien, wodurch auch in der Familie des Königs ein verderblicher Zwist entstand. Wir finden Schwerin während dieser Zeit selten genannt, allen Ränken und Verwickelungen, welche sich unheilvoll ausbreiteten, scheint er völlig fremd geblieben. Dem Fürsten von Anhalt-Dessau hatte gleich anfangs Schwerin wenig gefallen, wie diesem auch der Fürst nicht; ihre Gemüthsart und Handlungsweise standen in entschiedenem Gegensatz; Rohheit und Bildung mußten einander abstoßen. Auch Grumbkow und Seckendorf konnten in Schwerin weder einen Verbündeten noch ein Werkzeug finden, und sein Rang und seine Stellung waren noch nicht so wichtig, um einen Gegner in ihm fürchten zu lassen. Auch auf diesem schwierigen Boden kam die schon früher bewährte Klugheit ihm zu Stat-

ten, sich auf den ihm zugewiesenen Wirkungskreis einzuschränken, und dies konnte er um so leichter, als er bei seinem Regiment und auf seinen Gütern genugsame Beschäftigung fand.

Der König indeß bezeigte sich ihm fortwährend gnädig, und ernannte ihn am 25. Juli 1730 zum Gouverneur von Peitz. Der Sommer dieses Jahres wurde verhängnißvoll durch den offnen Bruch, in welchen der zwischen dem Könige und dem Kronprinzen schon lange bestehende Zwiespalt überging. Der Kronprinz wurde nach Küstrin gefangen gesetzt. Schwerin war mit diesen Mißverhältnissen in keiner Art verflochten, sie konnten auch ferner an ihm still vorübergehen. Doch seine Theilnahme für den liebenswürdigen Prinzen, dem nicht nur die Freiheit genommen, sondern dessen Leben sogar bedroht war, mochte er nicht verhehlen, und in Frankfurt an der Oder demselben so nah, fühlte er sich verpflichtet, sie ihm auch thätig zu bezeigen. Sobald Friedrich wieder einige Freiheit genoß und Briefe empfangen durfte, schrieb Schwerin tröstend und diensterbötig an ihn, und suchte seinen Wünschen mit allem Eifer zu entsprechen. Ein lebhafter Briefwechsel dauerte längere Zeit fort, und legte den Grund zu der besondern Achtung und Zuneigung, welche Friedrich

stets für Schwerin hegte. Die Briefe sind nicht bekannt geworden, mögen aber noch irgendwo verwahrt sein. Man weiß, daß Friedrich in einem derselben sich von Schwerin einen Hautboisten seines Regiments erbat, den er einst auf der Durchreise in Frankfurt, als die Studenten ihm eine Abendmusik brachten, als vortrefflichen Flötenbläser kennen gelernt, und den er jetzt bei sich zu haben wünschte, um sein eignes Flötenspiel von ihm begleiten zu lassen. Dies war Fredersdorf, der Sohn eines Stadtmusikanten zu Pasewalk seitdem der vertraute Liebling Friedrichs, und später sein Geheimer Kämmerier, der große Fähigkeit besaß und bis zu seinem Tod in des Königs Gnade blieb.

Der Frieden wurde in dem Königlichen Hause nach und nach hergestellt, doch mehrere Personen, welche der König als solche erkannt, die seinen Absichten entgegengewirkt, blieben in Ungnade. Unter diesen war der Minister Baron von Knyphausen, der sogar den Abschied erhielt, und sich auf seine Komthurei Lietzen zurückziehen mußte, wo er bald starb. Dieser Fall traf Schwerin sehr nahe, er stand mit dem Hause in enger Verbindung, suchte die bei beträchtlichem Vermögen doch verwickelten Angelegenheiten zu ordnen, wurde für

die acht hinterbliebenen Kinder ein sorgsamer Vormund, und für die noch schöne und geistesanmuthige Wittwe, geborne von Ilgen, ein treuer Anwalt; den ältesten Sohn nahm er mit Bewilligung des Königs in sein Regiment. Für ihn selber entstand weder aus dieser Fürsorge, noch aus dem Verkehr, den er mit dem Kronprinzen gehabt, ein Nachtheil, der König maß ihm keine üblen Absichten bei, und ließ ihn auch deßhalb in nichts zurückstehen. Schwerin wurde am 30. Mai 1731 Generallieutenant und gleich darauf auch Ritter des schwarzen Adlerordens.

In Mecklenburg dauerten die Unruhen noch immer fort. Die Kaiserliche Kommission waltete im Lande, und die hannöverschen und braunschweigischen Truppen mußten von den Einwohnern verpflegt werden, die Ritterschaft und die Städte wollten ihre Rechte behaupten, der Herzog von seinen Ansprüchen nicht ablassen. Die Landtage, anstatt die Mißhelligkeiten zu schlichten, vermehrten nur den Zwiespalt und die Verwirrung. Der Herzog Karl Leopold hatte in Dömitz die beschränkte Macht, die ihm verblieben war, zu schrecklichen Hinrichtungen mißbraucht; ein Geheimrath von Wolffradt war angeblich wegen Verrathes

enthauptet worden, dessen Frau aber, eine natürliche Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte der Herzog zu sich genommen und einen Sohn mit ihr gezeugt. Doch der Ort war ihm nun durch das Blutvergießen verleidet, und er begab sich nach Danzig, wo er die Hülfe Rußlands auf's neue anrief, und wirklich Truppen zu werben begann. Da man in Wien sich überzeugte, die Zerrüttung des Landes werde unter diesem Fürsten nie aufhören, so verfügte der Reichshofrath, daß des Herzogs Regierung gehemmt und das Land seinem Bruder, dem Herzoge Christian Ludwig, unter Kaiserlicher Aufsicht zur Administration überwiesen würde. Hierauf kehrte Karl Leopold mit kleinem Gefolge von Danzig unerwartet nach Schwerin zurück, und forderte seine Unterthanen auf, ihm gegen die Kaiserliche Administration beizustehen. Er hatte noch einigen Anhang im Volke, die Geistlichkeit und die Bauern waren gegen die Ritterschaft, auch einige Mitstände des Reichs wurden bedenklich, und hielten das Verfahren des Kaisers für unberechtigt. Der Aufstand wurde zwar durch die hannöverschen Truppen im Namen der Administration sogleich gedämpft, doch Karl Leopold hielt die Städte Dömitz und Schwerin besetzt, und als ihn die han-

növerschen Truppen einzuschließen drohten, rief er die Vermittlung des Königs von Preußen an, der schon längst vom Kaiser zur Stillung der mecklenburgischen Unruhen mit beauftragt war. Die Kaiserliche Administration verwandelte sich nun wieder in eine Kommission mit dem Herzoge Christian Ludwig an der Spitze, und beide Brüder befehdeten einander in Schriften und Handlungen auf das härteste, es fielen Gefechte vor und Ueberfälle, die Landtage wurden ebenfalls Kampfplätze, ganz Mecklenburg war von Gräuel und Jammer erfüllt. Solchem Unheil ein Ende zu machen, fühlte der König von Preußen sich schon als Nachbar verpflichtet; und nachdem er den Herzog Karl Leopold bewogen, ein Unterwerfungsschreiben an den Kaiser zu richten, beschloß er eine hinlängliche Truppenmacht in Mecklenburg einrücken zu lassen, um zunächst den jetzt bedrängten Herzog in Schutz zu nehmen, dann aber auch die Rechte der Ritterschaft und der Städte wahrzunehmen und den Frieden im Lande vollkommen herzustellen. Der Kaiser sah diese Einmischung höchst ungern, erklärte das Unterwerfungsschreiben des Herzogs für ungenügend, und ließ durch seinen Gesandten in Berlin alle Mittel versuchen, um des Königs Vorsatz

rückgängig zu machen, oder die Ausführung zu hintertreiben; allein diesmal scheiterte Seckendorf's Bemühen an des Königs Festigkeit. Die Truppen wurden in Marsch gesetzt, und Schwerin, als des Landes und der Verhältnisse kundig, zu ihrem Befehlshaber ernannt. An der Spitze eines Regiments Fußvolk und zweier Reiterregimenter rückte dieser aus der Priegnitz in Mecklenburg ein, und besetzte am 20. Oktober 1733 die Stadt Parchim. Die große Schwierigkeit war, mit den hannöverschen und braunschweigschen Truppen, welche die meisten Orte besetzt hielten, jeden feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, und gleichwohl die Quartiere und die Verpflegung zu erlangen, deren man bedurfte. In Parchim glückte dies durch eine List, die Preußen begehrten auf dem Durchmarsch ein Nachtlager zu halten, die dort liegenden Braunschweiger durften dies nicht hindern; am folgenden Tage aber blieben die Preußen stehen, und jene fanden nun gerathen nach Sternberg abzuziehen. Allmählig dehnten sich die Preußen nach Goldberg, Plaue, Lübitz und Grabow aus, wodurch sie einen beträchtlichen Theil des Landes inne hatten, und die Städte Schwerin und Dömitz gegen Einschließung sicherten.

Im Anfange des Novembers wurde zu Rostock der Landtag eröffnet, und es erregte Aufsehn, daß auch Schwerin sich dort einfand. Die Ritterschaft war noch voll Groll gegen ihn aus der früheren Zeit, und das Bewußtsein, ihn mit Worten und Handlungen arg verunglimpft zu haben, erhöhte das Mißtrauen derjenigen, welche jetzt seiner Rache bloßgestellt waren. Allein Schwerin gedachte der früheren Beleidigungen nicht, und hielt sich streng in den Gränzen seiner jetzigen Aufgabe. Seine Anträge gingen fürerst darauf hin, daß man hier die Bereiche der Quartiere für seine und die übrigen fremden Truppen festsetzen und die nöthige Verpflegung anordnen möchte. Sodann übergab er eine Denkschrift, worin die Verminderung der das Land belastenden Truppen gewünscht, und der Vorschlag gemacht wurde, daß von jedem der drei Höfe nur die gleiche Zahl von 600 Mann zurückgelassen würde, und damit die hannöverschen Truppen keinen Vorwand hätten, ihren Abmarsch zu verzögern, bis sie vollkommen bezahlt worden, so sollte man in der Fremde eine Anleihe machen, um die Truppen sogleich zu befriedigen. Die Zweckmäßigkeit dieser ganz für das Beste des Landes berechneten und durchaus billigen Anträge war

nicht abzuläugnen; allein der Adel sah in den hannöverschen Truppen hauptsächlich seinen Schutz, in den preußischen mehr den des Herzogs, und glaubte daher bei jenen wenn auch dem Lande ersprießlichen Vorschlägen doch für sich keinen Gewinn; der Landtag ließ sich demnach mit Schwerin auf nichts ein, sondern behauptete, hierüber müßten erst die Bestimmungen des Kaisers abgewartet werden. Voll Verdruß, des Königs gute Absicht verkannt und seinem eignen Auftreten nur mit Mißtrauen begegnet zu sehen, kehrte Schwerin von dem Landtage zurück, quartierte selbst seine Truppen in die Städte und Fürstlichen Aemter ein und traf nun alle Anordnungen selbst, die er dem Lande hatte überlassen wollen. Der Adel sollte ohne Einlagerung bleiben; und da die Ritterschaft anzeigte, daß die preußischen Reiter bei adeligen Bauern Futter einforderten, antwortete Schwerin, er wisse solche nicht zu unterscheiden, würde aber, nach erhaltener Angabe, Befehl geben sie zu verschonen. Die Verpflegung war dem Lande eine harte Last, wurde jedoch durch Schwerin's aufmerksame Sorgfalt möglichst erleichtert; er ließ durch den Ober-Kriegskommissair eine Kasse zu Parchim errichten, wohin die Beamten und Pächter der von

den Preußen besetzten Domainen ihre Zahlungen machen mußten, und es wurde das Geld so genau verwaltet, daß beträchtliche Vorschüsse im folgenden Jahre zurückgezahlt werden konnten.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen, Ordnung und Einigkeit in Mecklenburg herzustellen, kamen die betheiligten Höfe überein, ihre Truppen gleichzeitig zurückzuziehen; nur wenige Mannschaft sollte zurückbleiben, um als Unterpfand der noch nicht berichtigten Forderungen einige Aemter besetzt zu halten. Da jedoch das Land zu seiner Sicherheit nothwendig fremder Truppen bedurfte, so traf der Herzog Christian Ludwig im Namen der Kaiserlichen Kommission die Vorkehrung, ein holsteinisches und ein schwarzburgisches Regiment in Sold zu nehmen. Die hannöverschen und braunschweigischen Truppen verließen hierauf Mecklenburg, und ebenso die preußischen, mit Ausnahme von 100 Reitern und 200 Mann Fußvolk, welche auf den dem Könige überlassenen Pfandämtern Plaue, Wredenhagen, Marnitz und Eldena blieben, und später durch ein Bataillon Husaren abgelöst wurden. Schwerin hatte dem Landrath am 14. Februar 1734 schriftlich angezeigt, seine unterhabenden Völker würden nunmehr das Land verlassen, und

er verspreche bei dem Ausmarsch gute Ordnung zu halten; allein er werde nothwendig einige adliche Güter berühren müssen, deßwegen er wünsche, daß die Eigenthümer sodann dort zugegen sein möchten. So schonend verfuhr er mit seinen Gegnern, die auf alle Weise bemüht gewesen waren, und noch fortfuhren, ihm Haß und Widerwillen zu erwecken. Doch inmitten aller Partheisucht erhoben sich auch billigere Urtheile, und die Folgezeit erkannte sein Verdienst bereitwilligst an. Dieser Kriegszug, mit welchem Schwerin's Namen dem Anscheine nach nur ungünstig verknüpft sein konnte, gereichte in Wahrheit zu dessen erhöhtem Ruhme. Die mecklenburgischen Streitigkeiten waren zwar keineswegs geschlichtet, die Unruhen dauerten fort, der Herzog Karl Leopold wurde für immer auf Dömitz beschränkt, und sein Bruder und Erbfolger Herzog Christian Ludwig behielt die Landesverwaltung, aber noch lange blieben fremde Truppen im Lande, und bis in späte Zeit erstreckten sich die Nachwehen. Doch vermochte der Rath und die Macht der Nachbarn, in jenen Tagen so wenig wie in den unsrigen, solche Verwirrungen zu stillen, wo sich das Recht in den unglücklichsten Formen hülflos verstrickt hatte, und zwar gehandhabt, aber auch das persön-

liche Ansehn geschont werden sollte. Der König von Preußen war als Friedensstifter aufgetreten, allein der Erfolg lag nicht in seiner Hand, noch weniger in der Hand Schwerin's, welcher nur bestimmte Befehle auszuführen hatte, und sich hierauf um so mehr beschränken mußte, als er seinen guten Willen nur übel aufgenommen sah.

Der König war mit Schwerin's Verrichtung durchaus zufrieden, und wünschte seitdem öfter dessen Gegenwart, sowohl zur Unterhaltung, als zur Berathung. Doch dauerten im Allgemeinen die Verhältnisse fort, welche den Boden des Hofes ungünstig für ihn machten, und ihn den seiner Güter und den seines Regiments vorziehen ließen. Die einflußreichsten Personen sahen ihn wo nicht mit Feindschaft, doch mit Mißtrauen, und Andere suchten seine feinere, aber in ihren Augen gezierte und anspruchsvolle Bildung lächerlich zu machen; sie gaben ihm den Spottnamen des kleinen Marlborough, wovon die Erinnerung noch in später Zeit wiederklang. Dabei gaben auch Schwerin's persönliche Verhältnisse, die Folgen seines erregbaren Sinnes und Herzens, den Gegnern allerdings Blößen, welche der strengern Denkart des Königs nur mißfällig sein konnten. Ein naher Anlaß

brachte diese Denkart zu einer namentlich für Schwerin sehr empfindlichen Ausübung.

Die Wittwe des Staatsministers von Knyphausen war mit Schwerin durch seine ihr und ihren Kindern gewidmete Fürsorge in ein näheres Verhältniß gekommen, das bald die größte Vertraulichkeit erreicht hatte. In Folge derselben kam sie im Jahre 1735 mit einem Kinde nieder, dessen Geburt sie als mehrjährige Wittwe möglichst verheimlichte, aber doch nicht völlig verbergen konnte. Dennoch wäre die Sache wahrscheinlich ohne Aufsehen hingegangen, hätte nicht der damalige Tribunalspräsident und nachherige Großkanzler von Cocceji den König davon benachrichtigt, der höchst aufgebracht über solches Aergerniß, welches er unterdrücken, aber auch bestrafen wollte, ohne weiteres eine Buße von 12000 Thalern bestimmte, wodurch die Sache abgemacht und dem geistlichen Gericht entzogen bleiben sollte. Die reiche Frau bezahlte das Geld ohne Widerrede, und rühmte sich, den König dennoch betrogen zu haben, denn sie sei schon früher einmal heimlich niedergekommen. Der Kronprinz, an die freiere Denkart der Franzosen gewöhnt, und Vergehen der Sinnlichkeit mit Nachsicht beurtheilend, bedauerte die Frau von Knyphausen,

und mißbilligte die ihr auferlegte Geldstrafe, so daß er sogar fragte, ob man solch Geld mit gutem Gewissen erben könne? Schwerin aber fühlte sich durch jenes Verfahren tief beleidigt, und warf auf Cocceji die heftigste Feindschaft, beschuldigte ihn der Bosheit und Tücke, nannte ihn verächtlich den weißen Michel, und verfolgte ihn mit bittern Spottreden. Die Feindschaft wurde von Cocceji mit aller Heftigkeit erwiedert, und er fand bald andere Waffen, als Spottreden, um die des Gegners zu vergelten.

Die Vorfahren Schwerin's besaßen in Pommern ein bedeutendes Gut Spantikow, dessen letzter Besitzer im Jahre 1634 mit Hinterlassung einer Schwester starb, die den schwedischen Grafen Stenbock geheirathet hatte. Dieser machte Ansprüche geltend, die ihm den Pfandbesitz des Gutes verschafften, und er behauptete sich darin lange Zeit; die Familie Schwerin konnte seine unverhältnißmäßige Forderung von 150,000 Thalern, gegen die er das Gut ausliefern wollte, weder zugestehen, noch aufbringen. Als der große Kurfürst im Jahre 1677 nach Pommern vordrang, belehnte er seinen General Bogislav von Schwerin mit Spantikow, allein als Schweden durch den Frieden zu Saint-

Germain wieder in den Besitz von Pommern gegelangte, kehrte auch die Familie Stenbock in den Pfandbesitz jenes Gutes zurück. Im Jahre 1720 wurde durch den Stockholmer Frieden das Land völlig an Preußen abgetreten, doch mit Gewährleistung des vorgefundenen Besitzstandes, und die Familie Stenbock sah sich hiedurch in ihrem angeblichen Rechte bestätigt, dem sie indeß doch einigermaßen mißtraute, denn sie trat ihre Ansprüche nunmehr dem Könige für die mäßige Summe von 50,000 Thaler ab, und Spantikow blieb seitdem eine Königliche Domaine. Doch Kurd Christoph von Schwerin, nun selbst ein preußischer Unterthan, erneuerte den Anspruch der Familie, und konnte von Friedrich Wilhelm dem Ersten alle Gerechtigkeit hoffen. Der König übergab die Sache herkömmlich dem Präsidenten von Cocceji, dessen Kenntniß und Eifer im besten Ansehn standen. Dieser machte gegen alles Erwarten eine Ausführung, in Folge deren die Familie Schwerin abgewiesen und ihr der fernere Rechtsweg verschlossen wurde. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß Cocceji hiebei seinem Hasse gegen Schwerin mehr gefolgt sei, als seiner Rechtsüberzeugung. Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten wurde der

Familie der Rechtsweg im Jahre 1830 neu eröffnet, und im Jahre 1832 die Sache durch ein schließliches Urtheil zu Gunsten der Schwerin'schen Nachkommen erledigt.

Aber auch ohne dieses Gut war der Grundbesitz, dessen Schwerin sich erfreute, schon sehr bedeutend, und er versäumte keine Gelegenheit, denselben zu erweitern und im Werthe zu erhöhen. Auf seinem Hauptgute Kummerow, in der Mitte seiner Besitzungen, hatte er den Bau eines prächtigen Schlosses begonnen, der viele Jahre hinter einander mit Eifer fortgesetzt und im Jahre 1738 bis auf die innere Ausschmückung vollendet wurde. Der König besuchte ihn daselbst mehrmals; bei seiner Anwesenheit im August 1733 gab er dem Orte den Namen Schwerinsburg, nebst der Gerechtigkeit allerlei städtische Handwerker dort anzusetzen. Schöne Gärten und Baumgänge umgaben das Schloß, und gute Wege erleichterten den Zugang. Die übrigen von Schwerin theils ererbten, theils durch Kauf oder Einlösung erworbenen Güter hießen: Wusseken, Stretense, Drevelow, Panschow, Löwitz, Wietstock, Ducherow, Neuendorf, Kuckshagen, Muggenburg, Thurow und Zeterin, wozu in der Folge noch das von ihm errichtete

Vorwerk Wolwitz kam. Alle diese Güter lagen im Anklamschen Kreise.

Der König liebte in Schwerin den wackern Kriegsmann, aber auch den trefflichen Landwirth hielt er in Ehren. Das zentnerschwere Kalb, welches regelmäßig jedes Jahr aus Schwerinsburg in der Hofküche zu Berlin eintraf, wurde mit Dank aufgenommen, und veranlaßte Gegengeschenke des Königs; so empfing Schwerin z. B. einmal schwarzen Marmor, den er für die Bekleidung zweier Kamine in Schwerinsburg gewünscht hatte. — Auf den Reisen, welche der König zur Musterung der Truppen machte, mußte Schwerin ihn öfters begleiten, insbesondere nahm er ihn im Juli 1727 mit nach Stettin, wo er das Urtheil desselben über den Zustand der Festungswerke hören wollte. Eine merkwürdige, durch gesunden klugen Sinn und treuherzige Gradheit ausgezeichnete Kabinetsordre erließ der König an ihn, wie an alle Regimentsinhaber, aus Potsdam vom 10. Februar 1728, worin über den Aufwand der Offiziere gute Lehren ertheilt werden; nachdem einige Vorschriften über die Livreen der Offizierbedienten gegeben worden, welche nicht zu prächtig und im ganzen Regimente gleich sein sollen, heißt es ferner: „Ich

will, daß hinführo, wenn die Offiziers beisammen kommen, sie nicht, wie bei einigen Regimentern der Gebrauch ist, viele Gerichte und Wein prätendiren, sondern mit einander hauswirthlich vorlieb nehmen sollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet, noch übel genommen werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorsetzet, sondern dieses eben so gut angenommen werden soll, als wann Wein vorgesetzt würde. Ihr habt also nebst dem Kommandeur des Regiments darauf Acht zu geben, daß diesem meinem Willen nachgelebt, und eine gute Oeconomie unter denen Offiziers geführt werde." Die Offiziere des Schwerin'schen Regiments durften dies vor andern beherzigen; sie waren zum Theil sehr wohlhabend, und galten für starke Trinker, mit denen sich hierin nicht messen zu können auch für den jungen Zieten ein Uebelstand gewesen war. Der König war aber im Uebrigen mit dem Regimente zufrieden, und fand dessen Haltung und Fertigkeit bei der Musterung am 24. Mai desselben Jahres bei Tempelhof so ausgezeichnet, daß er dasselbe andern zum Vorbild aufstellen konnte.

In seinen letzen Lebensjahren sah der König gern, wenn in Berlin die Lustbarkeiten des Win-

ders recht belebt und vergnügt waren, und der Hof erschien aus diesem Grunde besonders zahlreich und glänzend. Die Gesellschaft hatte sich seit einigen Jahren sehr verändert; Grumbkow war todt, Seckendorf entfernt, der Fürst von Anhalt-Dessau weniger oft beim Könige; dagegen wurde der Einfluß des Kronprinzen sichtbar, der Umgang überhaupt milder und geistiger. Auch Schwerin kam die beiden letzten Winter wie gewöhnlich zum Besuche des Königs, blieb aber nun länger als sonst. Die Königin Sophia Dorothea zeichnete ihn besonders aus. Der Kronprinz hatte ihm seine Zuneigung geschenkt, und bei den übrigen Prinzen stand er in größter Achtung. Er nahm nun auch lebhafter Theil an den Vergnügungen, besonders an den glänzenden Schlittenfahrten, welche sich mehrmals wiederholten, und bei denen er in geschmackvoller Pracht erschien.

Der König verlieh ihm aus besonderer Gnade am 22. Mai 1739 das Amt eines Drosten über die in Mecklenburg preußischerseits noch besetzten Pfandämter, und am 23. ernannte er ihn zum General der Infanterie. Das Jahr endete aber mit einem großen Verdruß, der in den damaligen Verhältnissen einem wirklichen Unglücksfalle gleich-

kam. In dem Regimente Schwerin's, dem Muster von Ordnung und Sorgfalt, dem der Inhaber wie ein Vater vorstand, hatten neun Engländer, von denen einige eben erst angeworben waren, ein Komplott gemacht, das nicht ohne blutigen Kampf konnte vereitelt werden, und dem die Anwendung der schrecklichsten Strafen folgen mußte. Der König selbst, in seiner am 10. December 1730 auf den Bericht Schwerin's erlassenen Antwort, spricht seine Bestürzung über den Vorfall aus, und bedauert von Herzen den Kummer, welchen der General deshalb empfinden müsse; er bestimmt, welche Leute erschossen, welche durch die Spießruthen — drei Tage nach einander auf Leben und Tod — geführt und dann für immer nach Küstrin gebracht werden sollen. Doch hat sich seine Strenge schon so gemildert, daß er hinzufügt, das letztere solle nur so gesagt sein, denn, wenn die Zeit der Musterung herankomme, werde er auf Schwerin's Erinnern doch schon Gnade für Recht ergehen lassen, und diese Leute wieder zum Regiment geben. So erregt ist der König durch den Vorfall, und so betrübt erscheint ihm Schwerin, daß er noch durch besondere Zeilen ihn trösten zu müssen glaubt, und eigenhändig hinzufügt: „Je suis faché de tout

ce malheur qui vous arrive cette année; Dieu vous préserve dans l'avenir!"

Im Anfange des Jahres 1740 war Schwerin wiederum in der Hauptstadt, und troz der sichtbaren Abnahme der Kräfte des Königs mußten die üblichen Lustbarkeiten Statt finden. Am 8. Februar wurde eine prächtige Schlittenfahrt gehalten, aus vier Quadrillen bestehend, deren zweite Schwerin anführte. Der König hatte grosses Vergnügen von dem Anblick, und ließ dieselbe Schlittenfahrt wiederholen. Unmittelbar darauf begab er sich nach Potsdam, wo sein Zustand bald hoffnungslos wurde, und sein starker Muth dem Tode unerschrocken entgegensah.

Friedrich Wilhelm der Erste starb am 31. Mai 1740. Schwerin folgte der Leiche bei deren vorläufiger Beisetzung am 4. Juni, so wie später bei der feierlichen Bestattung, die am 22. Juni gehalten wurde, und bei welcher letztern er das Reichspanier hielt. Der junge König Friedrich der Zweite zeichnete ihn alsbald durch besondere Gnaden aus. Einen Monat nach seinem Antritt der Regierung, am 30. Juni, ernannte der König ihn zum General-Feldmarschall. Der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau betrachtete diese Gunst

als eine Kränkung für ihn selbst, besonders war ihm unleidlich, daß Schwerin als Feldmarschall ihm nun gleichstand, und er und seine Söhne verhehlten nicht den Haß, den sie fernerhin unversöhnlich gegen den Nebenbuhler ihres Ansehns und Einflusses trugen. Wieder einen Monat später, am 31. Juli, erhob der König den neuen Feldmarschall nebst seinem Bruder Hans Bogislav in den Grafenstand; die Urkunde hierüber empfing Schwerin zu Frankfurt an der Oder aus des Königs eigner Hand, als dieser zur Huldigung in Königsberg dort durchreiste und das Schwerin'sche Regiment musterte. Zur Errichtung neuer Regimenter, mit denen der König sogleich das Heer vermehrte, mußte auch Schwerin's Regiment einige Offiziere und Mannschaft abgeben, die letztere wurde jedoch durch Werbung ersetzt. Zum Herbst wurde Schwerin selbst nach Berlin eingeladen, allein vor seinem Eintreffen daselbst dringend nach Rheinsberg beschieden, wo der König von dem am 20. Oktober erfolgten Ableben Kaisers Karls des Sechsten Nachricht erhalten hatte, und durch dieses Ereigniß zu den wichtigsten Unternehmungen erweckt war. Ein viertägiges Fieber, an dem er litt, konnte ihn nicht abhalten, alle Gedanken dem großen Vorhaben zu

widmen, das er zu fassen gewagt. Preußen hatte Ansprüche auf Schlesien, und diese mit den Waffen geltend zu machen, hatte er bei sich beschlossen. Er berieth indeß die Sache reiflich, und wollte besonders die Meinung Schwerin's wissen. Dieser sowohl als der Minister von Podewils, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete und mit zu den Erörterungen berufen war, hatte große Bedenken gegen ein Wagniß, das die Kräfte Preußens weit zu übersteigen schien. Der König selbst hat in der Geschichte seiner Zeit die Gründe für und wider in scharfen Zügen dargelegt, ohne Zweifel giebt er darin den Kern der damals in Rheinsberg gepflogenen Berathungen. Auch der Fürst von Anhalt-Dessau wurde in das Geheimniß gezogen, der sich aber dem Vorhaben mit heftiger Leidenschaft widersetzte, und einen Krieg wider Oesterreich mit seinem Sinn unvereinbar fand; ihn konnte der König nicht dahin bringen, sein Recht anzuerkennen, und eben so wenig die Gunst des Augenblicks einzusehen, unwillig und grollend ob des heillosen Anschlags, wie er ihm dünkte, zog er sich nach Dessau zurück. Bei Podewils und Schwerin hingegen, so wie bei andern Vertrauten, fanden die Gründe des Königs Eingang, und ohne

Verzug schritt dieser zur Ausführung. Schwerin wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmt, welche mittlerweile schon im Stillen gegen die Gränze vorgerückt waren. Der König selbst, um die schlimmen Eindrücke, welche der Fürst von Anhalt-Dessau gegen das Vorhaben verbreitet hatte, wieder auszulöschen, versammelte vor dem Ausmarsche der Besatzung von Berlin die Offiziere derselben, und hielt ihnen eine Anrede, worin er sie an den alten Ruhm der preußischen Waffen mahnte, und ihnen im voraus sagte, sie würden einen tapfern Feind zu schlagen haben. Von einem Maskenballe wegfahrend stieg er in den Reisewagen, ereilte bald seine Truppen, und begann seinen ersten Kriegszug an der Spitze eines Heeres, mit dem er eine große Reihe nachfolgender Schlachten durchkämpfen sollte!

War jemals ein König selbstständig, im Unternehmen wie im Ausführen, so war es gewiß Friedrich, der mit entschiedenem Wollen auch hohe Umsicht und vielseitige Kenntniß verband. Doch zeigte er sich hier noch in einiger Abhängigkeit von fremdem Uebergewicht. Kannte er auch das Kriegswesen in allen seinen Zweigen, hatte er auch den Krieg gesehen, und konnte er aus eigner Ein-

selbst befehlen und anordnen, so entbehrte er als Feldherr doch der so nöthigen Erfahrung, lehnte daher Rath und Leitung, wo sie ihm richtig dünkten, keinesweges ab, und ließ sich demnach für diesen ersten Feldzug Schwerin gleichsam als Lehrmeister gefallen, der ihn begleitete, dem er vertraute.

Am 16. December 1740 rückten die unter Schwerin's Oberbefehl bei Krossen versammelten Truppen in Schlesien ein. Der Marsch war höchst beschwerlich, doch die Truppen trotzten allen Mühsalen, und beobachteten zugleich die strengste Mannszucht. Eine gedruckte Kundmachung, von Schwerin unterzeichnet, wurde überall angeschlagen; sie gab die Ursachen des Einrückens an, und versprach den Einwohnern Schutz und Ordnung. Das Land, von Truppen entblößt, stand fast unvertheidigt offen; der österreichische General Graf von Browne hatte für Schlesien kaum 3000 Mann zur Verfügung. Die Preußen rückten rasch vor Groß-Glogau, und umstellten die schwach besetzte, ganz unvorbereitete Festung. Der König eilte von hier mit 6 Bataillons und 10 Schwadronen auf dem nächsten Wege vor Breslau, wo bald auch Schwerin, der mit den übrigen Truppen über Bunzlau,

Liegnitz und Schweidnitz vorrückte, sich persönlich einfand. Die Stadt, welche in Gemäßheit ihres alten Vorrechts eben erst abgelehnt hatte österreichische Truppen aufzunehmen, schloß auch den preußischen die Thore; nach getroffener Uebereinkunft ritt nur der König mit Schwerin und wenigem Gefolge hinein. Der Besuch war bald abgethan, und die Besetzung der Stadt wurde auf künftige Gelegenheit verspart. Der König zog nun mit dem linken Flügel seines Heeres die Oder aufwärts vor Ohlau, während Schwerin mit dem rechten über Frankenstein gegen Neiße anrückte. Die wenigen Oesterreicher hielten nirgends das Feld, nur bei Frankenstein kam es zu einem Scharmützel, Schwerin ließ durch seine Reiterei 400 österreichische Dragoner verjagen und bis Ottmachau verfolgen. Hier hatte Browne 3 Grenadierkompanien unter dem Major von Müffling in das Schloß geworfen, der aber schon am zweiten Tage, als der König mit schwerem Geschütz eintraf und den Ort beschießen wollte, sich ohne Bedingung ergab. Der nächste Angriff war gegen Neiße gerichtet, doch der Kommandant, General von Roth, hielt tapfer Stand, und die Preußen bombardirten die Stadt ohne Erfolg. Ein Ver-

such gegen Glatz mißglückte ebenfalls. Schwerin drang indessen mit 7 Bataillons und 10 Schwadronen nach Oberschlesien vor, ein kurzes Gefecht am 24. Januar bei Grätz war durch das preußische Gewehrfeuer schnell entschieden, und die Ueberreste der Oesterreicher zogen über Jägerndorf und Troppau nach Mähren, wo sie Winterquartiere nahmen; die Preußen aber breiteten sich über Oderberg und Teschen bis nach Jablunka aus, und sahen sich im Besitz von beinahe ganz Schlesien. Die strenge Witterung machte alle weitere Feindseligkeiten aufhören. Der König kehrte nach Berlin zurück. Schwerin aber fand hinreichende Beschäftigung mit den Verpflegungsanstalten für die Truppen, denen er stets allen Lebensbedarf reichlich darbot, aber auch um so strenger jede Gewaltsamkeit untersagte; in Benutzung der Hülfsquellen des Landes, das im Bereiche seines Kriegesbefehles war, bewies er die größte Klugheit, die Einwohner empfanden seine Schonung, und leisteten nun um so williger das Nothwendige. Auch in das benachbarte Mähren erstreckte er diesen Einfluß, und beschied am 29. Januar 1741 den Grafen von Salm und den Freiherrn von Schubitz dorther zu sich nach Troppau, um mit ihnen die

Kriegszahlungen einzurichten, welche das Land aufbringen mußte, um dafür gegen willkürliche Streifereien und Schatzungen gesichert zu sein. Am 30. Januar erließ er eine Bekanntmachung, welche die Einwohner ermahnte, sich ruhig und gehorsam zu verhalten, in welchem Falle sie alles Schutzes versichert, im entgegengesetzten Falle aber mit harter Strafe bedroht wurden. Im Februar begab sich Schwerin nach Breslau, um daselbst die Errichtung von Magazinen anzuordnen; auch begehrte er daselbst, in Gemäßheit von Berlin gekommener Befehle, die Verhaftung eines Herrn von Grossa, welche der Magistrat dem preußischen Ansinnen nicht zu weigern wagte. Nach viertägigem Aufenthalt kehrte er am 12. Februar zu den Truppen in Oberschlesien zurück, wo jedoch in der nächsten Zeit, außer Neckereien der leichten Truppen, nichts Kriegerisches vorfiel.

Die Verhandlungen, durch welche der König die Abtretung eines Theils von Schlesien, wenn auch nur das Herzogthum Glogau, zu erlangen hoffte, blieben fruchtlos, und er mißkannte nicht, daß er seine vorläufige Eroberung durch neue Waffenerfolge würde behaupten müssen. Er sandte daher frühzeitig eine Verstärkung von 10 Batail-

lons und 25 Schwadronen ab, die im Februar 1741 zu Schweidnitz eintraf, so wie gegen Ende des Monats er selbst. Er hatte beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen der Oesterreicher, wollte deßhalb den Feldzug früh eröffnen, und ließ zuvörderst am 9. März Groß-Glogau durch stürmenden Ueberfall nehmen. Aber der Feind war auch schon rege. Unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen von Neipperg, der zu diesem Behuf der Festungshaft entlassen war, die seinen übereilten Abschluß des Friedens von Belgrad bestrafen sollte, hatten sich ansehnliche Kriegsvölker bei Olmütz zusammengezogen, denen die Wiedereroberung Schlesiens gelingen konnte. Neipperg rückte mit diesen im Anfange des April vor, und richtete seinen Marsch zwischen die preußischen getrennten Truppentheile hinein gradezu nach Neiße, um diese Festung zu entsetzen. Schwerin, der, nach damaliger Sitte, wenig Sorge trug, zuverlässige und stets frische Nachrichten vom Feinde zu haben, glaubte sich in Oberschlesien vollkommen sicher, und dem Könige, der ihn aufforderte, auf das linke Ufer der Neiße zurückzugehen und sich mit ihm und den Truppen von Niederschlesien zu vereinigen, erwiederte er zuversichtlich, es sei

keine Gefahr, und mit Hülfe einiger Verstärkung werde er Oberschlesien bis zum Frühjahr recht gut behaupten. Der König glaubte dem erfahrnen Feldherrn, und zog nun selbst an der Spitze von 9 Bataillons und 8 Schwadronen nach Jägerndorf; auch sollte die Belagerung von Neiße nun ernstlich unternommen werden. In Neustadt trafen der König und Schwerin zusammen, und letzterer wußte nicht anders, als daß die österreichischen Truppen noch in ihren mährischen Quartieren zerstreut lägen, übrigens erwartete er stündlich die Rückkunft eines ausgesandten Kundschafters. Der König und Schwerin ritten nun selber nach Jägerndorf. Hier aber brachten Ueberläufer am 2. April unerwartet die schlimme Nachricht, daß Neipperg mit gesammelter Streitmacht im Anmarsche und schon auf anderthalb Meilen nahe sei; im nächsten Augenblick erschien sogar eine Schaar seiner leichten Truppen und hatte vor den Thoren ein lebhaftes Scharmützel. Der König erkannte nun klar den Stand der Sache, zog eiligst alle Truppen zusammen, und rückte am 4. April nach Neustadt, am 5. nach Steinau, dem über Zuckmantel und Ziegenhals vordringenden Feinde zur Seite folgend. Er hatte nur erst 13 Bataillons und 15 Schwa-

bronen beisammen, hielt sich aber gefaßt, den Feind, im Fall er angriffe, auch mit dieser geringen Macht festen Fußes zu bestehen. Der General von Kleist empfing den Befehl, die Berennung von Brieg aufzuheben, und sich mit den Truppen heran zu ziehen, gleiche Weisung wurde wiederholt dem Herzoge von Holstein-Beck zugefertigt, den aber die an ihn gesandten Offiziere wegen der österreichischen leichten Truppen nicht erreichten, und der unfähig eignen Entschlusses nun in Frankenstein nutzlos stehen blieb. In Steinau ging die Nachricht ein, daß Neipperg schon mit ganzer Macht bei Neiße stehe, der König mit seinen wenigen Truppen war nun fast abgeschnitten, sein Geschütz und seine Vorräthe in Ohlau standen in größter Gefahr, zwischen ihm und diesem Orte war die Neiße und der Feind. Der Uebergang der Preußen über die Neiße wurde bei Lassor durch 6 österreichische Reiterregimenter unter dem General von Römer verhindert, dann aber am 8. April bei Michelau und Löwen, wo der General von der Marwitz mit den von Brieg und Schweidnitz herbeigeführten Truppen angelangt war, noch glücklich bewerkstelligt. Aber die Stadt Grottkau, wohin der Marsch nun gerichtet war, fand sich auch

schon vom Feinde besetzt, nachdem sie der Lieutenant von Mitzschefal mit nur 48 Mann heldenmüthig drei Stunden lang vertheidigt hatte. Nun war für den König kein anderer Ausweg als eine Schlacht, er mußte den Feind, der sich zwischen ihn und seinen Rückhalt gesetzt hatte, aus dem Felde schlagen, und dies ohne Verzug, weil Ohlau, wohin der Feind schon vorrückte, sonst verloren war. Der König traf sogleich alle Vorbereitungen. Seine Truppen hielt er in vier Dörfern eng beisammen, die Hauptstärke stand in Pogarell und Alzenau, von wo er Offiziere nach Ohlau abfertigte, daselbst seine Annäherung kund zu geben, und zwei Kürassierregimenter, die dort herum eingetroffen sein mußten, zu ihm heranzuziehen. Doch die herumschwärmenden österreichischen Partheien ließen keinen dieser Offiziere sein Ziel erreichen. Während der letzten Tage war unaufhörlich Schnee gefallen, und dieses Schneegestöber machte am 9. April jedes Vorrücken unmöglich. Die Lage der Preußen wurde um so schlimmer, als schon die Lebensmittel zu mangeln anfingen; eine rasche Entscheidung durch die Waffen durfte nicht zögern. In Voraussicht einer solchen wurde vom Könige noch am 9. eine Disposition unterzeichnet, für

sämmtliche Generalität, Offiziere und Truppen strenge Verhaltungsregeln ertheilend, deren Abfassung von Schwerin herrühren soll.

Am 10. April wurde das Wetter hell, und die Truppen konnten ausrücken. Der König wußte den Feind in der Nähe, doch nichts von dessen eigentlicher Stellung und Stärke. Gleich am frühen Morgen wurde daher der General von Rothenburg an der Spitze eines Vortrabs von 8 Schwadronen, worunter 3 Schwadronen Husaren, zur Erkundigung des Feindes ausgesandt. Hierauf ordnete der König sein kleines Heer bei der Mühle von Pogarell in vier Truppenzüge, die beiden äußeren aus Reiterei bestehend, die beiden inneren aus Fußvolk, und zwischen diesen in der Mitte zog das Geschütz. Die ganze Stärke betrug etwa 24,000 Mann, nämlich 31 Bataillons und 40 Schwadronen, worunter 10 Schwadronen Husaren, die des Vortrabs mitgerechnet. Nach damaliger Ordnung hatte jedes Bataillon seine zwei Feldstücke, außerdem aber führte der König 28 schwere Kanonen bei sich. Die Truppen hatten ihre Tornister und Brotsäcke auf die Kompaniewagen ablegen müssen, und marschirten leicht und schweigend, wie auf dem Exerzirplatz, in der Richtung der

Ohlauer Straße vor; bei dem Dorfe Pampitz wurde Halt gemacht, und anderthalb Stunden unter dem Gewehr auf Nachricht gewartet. Die größte Stille herrschte, jedes Sprechen sogar war bei Lebensstrafe untersagt. Endlich nach 10 Uhr kam die Meldung Rothenburgs, er sei jenseits auf österreichische Husaren gestoßen, habe sie geworfen und verfolgt, einige Gefangene gemacht, und von diesen erfahren, daß das feindliche Heer in Mollwitz, Gröningen und Hünern stehe. Auf diese Nachricht setzten sich die Preußen wieder in Marsch, der geraden Richtung auf Mollwitz folgend. Etwas über zweitausend Schritt vor dem Dorfe begannen sie sich in Schlachtlinien zu entfalten. Das erste Treffen bestand aus 20 Bataillons, und eben so vielen Schwadronen, auf jedem Flügel 10. Das zweite Treffen hatte 11 Bataillone, und auf dem rechten Flügel 4 Schwadronen, auf dem linken 6. Die Husaren wurden nicht als zur Linie gehörig angesehen. Dem Gepäck zur Bedeckung blieben 2 Bataillone bei Pampitz zurück. Der Aufmarsch geschah langsam und regelmäßig, mit aller strengen Ordnung, zu welcher die Truppen gewöhnt waren. Der Feind ließ sich noch nicht blicken, und die preußische Entwicklung in zwei Treffen ge-

schah ohne Hinderniß. Nur war das Erdreich überall mit Schnee bedeckt und daher wenig unterscheidbar, wohl aber in Betreff der Beschaffenheit und Raumweite täuschend, so daß die Anlehnungspunkte der Flügel nicht genau zu bestimmen waren. Der rechte Flügel sollte sich an Hermsdorf anlehnen, der linke an den Laugwitzer Bach, in dessen Nähe der Boden morastig wurde, wodurch der Raum für die Truppen sich beengte. Der General von der Schulenburg, die Reiterei des rechten Flügels anführend, verfehlte seine Aufstellung; blieb von Hermsdorf weit ab und gegen die Mitte hingedrängt, wodurch der Raum für das Fußvolk nun so enge wurde, so daß der König 3 Bataillons aus dem ersten Treffen zurückzog und zwei davon in einen Haken stellte, das dritte aber dem zweiten Treffen anreihte. Während der König den rechten Flügel ordnete, war Schwerin auf dem linken in gleicher Art beschäftigt. Auch hier war der Raum viel zu eng, das Grenadierbataillon von Puttkammer hatte diesseits des Laugwitzer Baches nicht mehr aufmarschiren können und hielt in Zügen hinter der Linie des ersten Treffens. Schwerin ließ dieses Bataillon eine Flankenstellung gegen den Bach nehmen, und die Reiterei dieses Flügels, welche

noch weiter zurück hinter dem zweiten Treffen hielt, über den Bach vorgehen, um jenseits die Linie fortzusetzen, doch nur die des zweiten Treffens, damit die feindliche Reiterei, im Fall sie anrückte unter das Feuer jener Flankenstellung geriethe, so wie unter die schrägen Schüsse der nächsten Bataillone und Kanonen. Der König hatte überdies, weil er den Feind an Reiterei sehr überlegen wußte, die seinige, nach dem Beispiele Gustav Adolphs in der Schlacht von Lützen, mit Fußvolk untermischt, so daß auf dem rechten Flügel zu äußerst 4 Schwadronen, dann das Grenadierbataillon von Bolstern, hierauf wieder 3 Schwadronen, nächst diesen das Grenadierbataillon von Winterfeldt und dann schließlich wieder 3 Schwadronen angereiht standen. Aehnlich auf dem linken Flügel. Von den schweren Kanonen standen 18 vor der Mitte des ersten Treffens, die 10 andern vor dem rechten Flügel, welcher der nächste am Feinde war. Denn der ganze Aufmarsch hatte sich durch die erwähnten Umstände links hin geschoben und der linke Flügel war hierbei gegen den rechten bedeutend zurückgeblieben.

Rothenburg war inzwischen mit seinem Vortrabe bis nahe an Mollwitz herangekommen, und sah die Oesterreicher in ganzen Schaaren aus die-

sem Dorfe hervorbrechen; da er Befehl hatte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, so versäumte er die gute Gelegenheit sie anzugreifen, und zog sich auf den rechten Flügel zurück. Er hätte vielleicht im ersten Anrennen den vollständigsten Sieg errungen, denn der Feind war noch ganz unvorbereitet. Neipperg hatte keine Ahndung gehabt, daß der König ihm so dicht im Rücken heranziehe, und nicht seine leichten Truppen, sondern die aufsteigenden Raketen und Meldungen des Kommandanten von Brieg hatten ihn zuerst aufmerksam gemacht. Als er die Preußen in voller Stärke vor sich sah, faßte er sich gleich und traf seine Anordnungen schnell und zweckmäßig. Seine bisher nach Ohlau gerichtete Front mußte sich nun umkehren, sein rechter Flügel wurde zum linken, der linke zum rechten, eine Veränderung, wodurch sich in den Berichten manches verwirrt hat. Er befahl keinen Schuß zu thun, bevor nicht die Schlachtordnung vollständig entwickelt sei, dann aber mit ganzer Stärke, mit allen Waffen zugleich, das Fußvolk mit geschultertem Gewehre, die Reiterei mit erhobenem Pallasch, zum Angriff vorzurücken. Seine Reiterei, in Mollwitz angehäuft, war alsbald ausgerückt, langsamer kam aus Langwitz das Fußvolk heran;

das preußische Geschützfeuer schlug in beide gleich vom Anfang sehr verderblich. Der König hatte nämlich dem Zeughauptmann von Dieskau befohlen mit 18 schweren Stücken fünfhundert Schritt vor die Mitte des ersten Treffens hinauszurücken, doch weil grade hier der Boden sich allmählig erhob und Aussicht und Wirkung unmöglich machte, so fuhr Dieskau noch fünfhundert Schritt weiter, wo er denn auf dem Rande der Erhöhung unerwartet Mollwitz nur etwa tausend Schritt entfernt vor sich liegen und die Oesterreicher aus dem Dorfe herausrücken sah. Schwerin soll dieses weite Vorgehen sogleich gemißbilligt, der König aber es gut geheißen haben. Dieskau seinerseits nahm des Vortheils wahr, und beschoß die Schaaren des Feindes, Fußvolk und Reiter, noch ehe sie sich ordnen konnten; das österreichische Geschütz war weder zahlreich noch rasch, und leistete während der ganzen Schlacht wenig, das preußische hingegen wurde so gut bedient, daß die Schüsse aus dem Kleingewehr nicht geschwinder sein konnten; die Oesterreicher erlitten dadurch ansehnlichen Verlust, und ihre Aufstellung wurde sehr verzögert.

Sie war noch nicht vollendet, als der General von Römer, der mit 6 Reiterregimentern links vor

Mollwitz im preußischen Geschützfeuer hielt, schon den rechten Flügel der Preußen drohend in der Nähe sah, dessen Angriff alles entscheiden konnte, bevor Neipperg nur in Schlachtordnung stände. Diese Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und da ohnehin die österreichischen Reiter durch das wirksame Kanonenfeuer, das sie erlitten, höchst ungeduldig wurden, und fast nicht mehr zurückzuhalten waren, so führte Römer sie noch weiter links, und erschien unvermuthet auf dem preußischen rechten Flügel, den er schon überragte. Jetzt wollte der General von der Schulenburg eiligst seine fehlerhafte Aufstellung verbessern und die Anlehnung an Hermsdorf gewinnen, erbat sich vom Könige die Erlaubniß eine Viertelsschwenkung rechts zu machen, und begann sie auszuführen, allein sie geschah so langsam und schwerfällig, daß Römer seinen Vortheil ersah, und mit seinen 30 Schwadronen, denen er keine Zeit ließ sich zu entwickeln, so wild und heftig heranstürmte, daß die 4 äußersten preußischen Schwadronen, welche in ihrer unglücklichen Bewegung grade die linke Flanke entblößt boten, sogleich geworfen und auch die 3 nächststehenden mit fortgerissen wurden. Der König hielt bei dem Bataillon von Winterfeldt, und sah die

Flucht jener Reiterei; sogleich setzte er sich entschlossen, doch wenig kriegserfahren, an die Spitze der noch stehenden 3 Schwadronen Karabiniers und wollte die Fliehenden aufhalten, mußte aber lernen, daß die Hinzukommenden in solchen Fällen nur die Flucht vermehren; seine 3 Schwadronen und er selbst wurden unwiderstehlich in den Strom gezogen, der längs des ersten Treffens hinabstürzte; erst durch den Zwischenraum der beiden letzten Bataillone konnte der König mit einem Theile der fliehenden Reiter wieder in die Linie zurückkehren und die mit ihm Versprengten einigermaßen sammeln.

Die österreichischen Reiter griffen nun die beiden preußischen Grenadierbataillone an, welche, von ihrer Reiterei verlassen, ganz vereinzelt im Felde standen; sie schienen verloren, allein die treffliche Haltung der Truppen und die Entschlossenheit der Anführer zeigte sich hier im höchsten Glanze. Das Bataillon Bolstern bog sein erstes Peloton zur Deckung der rechten Flanke in einen Haken zurück, machte mit dem dritten Gliede Kehrt, und nahm seine 2 Kanonen auf die Flanken. Winterfeldt aber ließ alle graden Pelotons seines Bataillons die Fronte rückwärts nehmen, und so, nach vorn und hinten geschützt, hielt er sich den Feind

vom Leibe. Unter beständigem wohlgenährten Feuern, geordnet und langsam, zogen beide Bataillons sich nun links, und gewannen ihren Anschluß an das Fußvolk des ersten Treffens.

In die rechte Flanke dieses Fußvolks einzubrechen, versuchte die österreichische Reiterei zu wiederholten malen, stieß aber auf jene Flankenstellung von 2 Bataillonen, welche der Zufall früher veranlaßt hatte. An diesen Bataillonen scheiterte der Ungestüm und die Uebermacht des feindlichen Angriffs; ihr rasches und wirksames Feuer wies ihn standhaft zurück. Dasselbe geschah von den nächsten Bataillons des ersten wie des zweiten Treffens; der Feind konnte nirgend eindringen, dreimal erneuerte er den Versuch, doch stets vergebens, und Römer selbst verlor dabei das Leben. Aber auch Schulenburg, dem der König einige gesammelte Reiter wieder zugeführt, konnte gegen die feindliche Reiterei nichts ausrichten, und fand in einem fruchtlos versuchten Angriffe den Tod.

Die geworfene preußische Reiterei floh in verschiedenen Richtungen; ein Theil, in den der König verwickelt gewesen, eilte längs des ersten Treffens hinab, setzte über den Langwitzer Bach und suchte hinter der Reiterei des linken Flügels sich wieder

zu ordnen. Ein andrer Theil warf sich auf die nächsten 4 Schwadronen des zweiten Treffens, und riß diese mit in die Flucht fort, im Rücken der Schlachtordnung ebenfalls gegen den linken Flügel hin. Die nachjagende österreichische Reiterei theilte sich gleicherweise. Ein Theil folgte den Flüchtigen längs des ersten Treffens, und warf zwar die preußischen Reiter, die wieder vorzugehen wagten, schnell zurück, empfing aber die wirksamen Schüsse des preußischen Fußvolks, und setzte nun um so eiliger seinen Weg fort bis zum Laugwitzer Bach, ritt längs desselben hin, bis sich eine Stelle zum Uebersetzen fand, und gelangte so gleichfalls zu ihrem jenseitigen Flügel. Ein andrer Theil, sich im Rücken des preußischen Geschützes findend, bemächtigte sich desselben; dies waren die vor der Mitte weit hinausgefahrnen Kanonen, denn die vor dem rechten Flügel aufgestellten hatten noch Zeit gehabt, sich in die Linie zurückzuretten; jedoch war auch jener Gewinn kein dauernder und voller, weil die preußischen Kanoniere, als sie die Reiterei kommen sahen, schleunigst die Stränge abgeschnitten und sich mit den Pferden verhängten Zügels in das erste Treffen geflüchtet hatten. Die schweren Stücke waren nun ohne Bespannung, und nur 4 Kanonen

wurden von den Dragonern des Regiments Althann, die sie genommen, auch wirklich fortgebracht. Ein kleiner Theil der österreichischen Reiterei drängte sich anderen Flüchtigen zwischen das erste und zweite Treffen der Preußen nach, gerieth aber hier in das Gewehrfeuer des letztern, und nur wenige Reiter konnten sich durch die Zwischenräume der Bataillone retten, die meisten wurden getödtet oder gefangen. Freieren Raum hatte derjenige Theil der Verfolger, welcher sich völlig in den Rücken der preußischen Schlachtordnung warf; allein das Fußvolk zu erschüttern gelang auch hier nicht. Das dritte Glied aller Bataillone machte Kehrt, pflanzte die Bajonette auf, und schlug alle Versuche des Feindes mit Gewehrfeuer und blanker Waffe glücklich ab. Auch eine Schaar, welche noch weiter rückwärts das bei Pampitz aufgefahrne preußische Gepäck angriff, wurde mit Verlust zurückgewiesen.

Fast alle österreichische Reiterei des linken Flügels war in diesem Drange sonderbar auf den rechten hinübergekommen, nur wenige hundert hatten sich wieder auf den linken zurückziehen können.

Auf dem linken Flügel der Preußen, jenseit des Laugwitzer Baches, hatte der Kampf ebenfalls

mit einem Angriff der österreichischen Reiterei begonnen; sie rückte, trotz des Kanonenfeuers der preußischen Bataillone, muthig vor, allein wich sogleich zurück, als sie in das Pelotonfeuer der im voraus für solchen Fall angeordneten Flankenstellung gerieth; hierauf rückte der Oberst von Posadofffski mit der preußischen Reiterei hervor, allein diese mußte sogleich wieder der österreichischen weichen, und zog sich wieder in den Schutz des Gewehrfeuers zurück.

Das preußische Fußvolk stand überall undurchbrochen, allein dieses durchziehende Getümmel Verfolgter und Verfolgender, vor, hinter und zwischen seinen Linien, hatte doch diese einigermaßen erschüttern und verwirren müssen. Das Gewehrfeuer im ersten Treffen hatte sogar ohne Befehl begonnen, und von dem ersten Bataillon Garde, weil dieses bei den Friedensübungen hierin den folgenden Bataillonen zum Vorbilde zu dienen pflegte, sich längs der ganzen Linie verbreitet. Als aber auch das zweite Treffen zu schießen begann, und Freund und Feind kaum noch unterschieden wurde, nahm die Sache ein gefahrvolles Ansehen, die Befehlshaber selber wurden unschlüssig, und der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, der das zweite

Treffen befehligte, that nichts, um das Feuer aufhören zu machen.

Schwerin war vom linken Flügel, wo er bisher verweilt, als er das Kleingewehrfeuer auf dem rechten anheben hörte, sogleich im Galopp herbeigesprengt, um zu sehen, was es hier gebe, und welcherlei Anordnung nöthig sei. Der König, welcher bei dem Fußvolke des linken Flügels kaum aufgeathmet und gleich nach Schwerin gefragt hatte, folgte ihm eiligst nach. Er traf den schon durch einen Streifschuß leicht verwundeten Feldmarschall in großer Entrüstung, denn dieses ohne Befehl angehobene Feuer beider Treffen, wobei das zweite durch seine Kugeln das erste gefährdete, galt ihm als ein Zeichen völliger Auflösung und größter Gefahr. Er hat nachher oft erwähnt, daß er bei seiner Entschlossenheit und kaltem Blute, welches ihm die Vorsehung verliehen, und bei dem großen Vertrauen, das er auf das preußische Fußvolk gesetzt, durch diese Unordnung fast erschüttert worden. Da er nun zu gleicher Zeit den Feind, dessen Fußvölker jetzt völlig entwickelt und noch ganz frisch waren, zu einem allgemeinen Angriff heranrücken sah, so erschien ihm der Stand der Dinge so schlimm, daß er die Entfernung des

Königs für dringend nöthig hielt, sowohl um dessen Person in Sicherheit zu wissen, als auch um selber freie Hand zu bekommen, und, im Falle die Sachen noch zum guten Ausgange zu bringen wären, das hiezu Erforderliche ungestört anordnen zu können. Er gab dem Könige daher den dringenden Rath, das Schlachtfeld augenblicklich zu verlassen; die Schlacht, meinte er, sei zwar noch unentschieden, ihr Gewinn noch möglich, aber auch ihr Verlust; im letztern Fall würde der König in Gefahr sein gefangen zu werden, und dann sei alles verloren; dagegen, wenn er jetzt, da es noch Zeit, für seine Person so geschwind als möglich über die Oder und jenseits nach Ohlau zu gelangen suchte, so würde er bald die Truppen des Herzogs von Holstein treffen, und diesen aus seinem Schlaf erwecken, die geschlagenen Truppen aufnehmen, und auch Ohlau vielleicht noch retten. Schwerin hoffte, wenn ihm freie Hand bliebe, desto sicherer alle Kräfte aufzubieten, um den Sieg noch zu erringen, und stellte daher dem Könige vor, daß er die Sachen in guter Hand ließe, und alles, was Muth und Hingebung vermöchten, erwarten dürfe. Dieser Rath aber mißfiel dem Könige sehr, und nachdem er unmuthig wider-

sprochen, ritt er eine Strecke weiter, kehrte jedoch bald zurück, und da die Oesterreicher stärker anzudringen schienen, auch Schwerin mittlerweile den Generaladjutanten des Königs, Grafen von Wartensleben, für seine Ansicht gewonnen hatte, und Beide nun wiederholt in ihn drangen, so gab er nach langem Zögern, und als schon der Tag zu sinken anfing, endlich nach, beschloß sich zu entfernen und nach Oppeln zu reiten, um über die dortige Brücke auf das jenseitige Oderufer zu gelangen. Mit aller Besonnenheit sandte er zum Gepäck den Befehl, seine Kabinetsräthe sollten mit Papieren und Geldern ihm nach Oppeln folgen, und sprengte dann mit einem kleinen Gefolge von Offizieren und Leibpagen fort. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau sandte ihm eine Schwadron Gendarmen unter dem Major von der Asseburg zur Bedeckung nach.

Der König hatte kaum das Schlachtfeld verlassen, so drängten sich mehrere Generale und Oberoffiziere um Schwerin, und fragten bestürzt, wohin der Rückzug zu nehmen sei? „Auf den Leib des Feindes!" erwiederte Schwerin mit feuriger Entschlossenheit. Er sandte sofort seinen Adjutanten, Major von Lepel, zum Erbprinzen Leopold

von Anhalt-Dessau und ließ ihm wissen: „Der König habe sich entfernt und ihm dem Feldmarschall die Führung der Sachen übertragen; so mißlich nun bis jetzt alles aussehe, so hoffe er doch zuversichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Muth des Fußvolkes zu siegen; dieses würde aber unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden, wie es eben geschehen sei; er müßte also Seine Durchlaucht bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten, und dabei nicht vergessen, daß Sie über alles dieses dem Könige Rechenschaft zu geben schuldig sein würden." Der Erbprinz gab hierauf zur Antwort: „Daß wegen desjenigen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, er niemanden als den König für seinen Richter anzusehen hätte; bitte aber den Feldmarschall zu glauben, daß er alles thun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm auferlegte, ohne daß es nöthig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; von dem Muth des Feldmarschalls sei er versichert, und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück — er würde ihm nach Möglichkeit beistehen." Schwerin ließ sich diese halb trotzige, halb ge-

horsame Antwort genügen, und schritt zu weiteren Anordnungen.

Nachdem er die beiden Grenadierbataillone Kleist und Winterfeldt in die rechte Flanke gestellt, und ihnen den gemessenen Befehl ertheilt, im Fall die feindliche Fronte sich links hin ausdehnte, auch ihrerseits wieder in die erste Linie zu rücken und diese zu verlängern, ritt er selbst vor den rechten Flügel, hielt neben dem General von der Marwitz, und redete die Truppen an. Die Soldaten hatten den König im Getümmel der Reiterei gesehen und wohl erkannt, und waren seinethalben in sichtbarer Unruhe. Daher beruhigte Schwerin die Leute zuvörderst durch die Versicherung, daß dem Könige nichts geschehen sei und er sich wohlbefinde; darauf sagte er ihnen: „Die Reiterei sei zwar geworfen, aber durch sie allein werde keine Schlacht gewonnen oder verloren, die Entscheidung stehe vielmehr bei dem Fußvolke, und von dessen Muth erwarte er alles; er hoffe seine Kriegsgefährten würden ihn nicht verlassen; ihn selbst aber würden sie immer voran sehen, und sollten sie wahrnehmen, daß er davon liefe, so gebe er ihnen hiemit öffentlich die Freiheit ein Gleiches zu thun." Nach dieser Anrede ritt er vor die

Fahnen des ersten Bataillons Garde neben den Major Schulz, und ließ die Trommel rühren zum Vorrücken. In schönster Haltung und Ordnung, wie auf dem Paradeplatz, setzten sich die Truppen in Marsch.

Neipperg seinerseits hatte sein Fußvolk endlich in Linie aufgestellt, und rückte den Preußen mit ganzer Front entgegen. Da jedoch auf dem preußischen rechten Flügel sich wieder ein Reitergeschwader zeigte, das sich auf's neue gesammelt hatte, so wollte der österreichische Feldherr vor allem noch einen Versuch gegen dieses machen, welches, wie der ganze Anmarsch der Preußen, seine linke Flanke unmittelbar bedrohte. Mit größter Anstrengung raffte er einige Schaaren zusammen, und hieß den Obersten Grafen von Bentheim-Steinfurt an ihrer Spitze gegen die preußische Reiterei losbrechen; diese war auch sogleich geworfen, und nun sollte der Angriff mit Nachdruck in die Flanke des preußischen Fußvolks fortgesetzt werden, doch das Feuer desselben war so rasch und wirksam, daß weder die Reiterei noch das Fußvolk der Oesterreicher sich heranwagten, und dem wiederholten Befehle vorzugehen nicht gehorchten. Neipperg, schon von einer Kugel an der Hand verwundet,

achtete weder Schmerz noch Blutverlust, den er nur eiligst durch ein umgebundenes Schnupftuch zu stillen suchte, und bemühte sich den Kampf anzufrischen. Er ließ auch seinerseits 2 Bataillons zur Deckung seiner linken Flanke einen Haken bilden, und in größter Eile Reiterregimenter herbeiholen, 2 vom rechten Flügel, und 1 von hinter Mollwitz her, wo Römer dasselbe als Rückhalt aufgestellt hatte. Der General von Berlichingen, welcher diese Regimenter heranführte, machte mit ihnen verschiedene Angriffe, die aber von dem Fußvolke nicht unterstützt wurden. Dieses versagte ganz; anstatt vorzugehen, drängten sich die Leute rückwärts um sich einer hinter dem andern zu sichern, und so geschah es, daß manche Bataillone 30 bis 40 Mann Tiefe bekamen, die Fronten aber ganz schmal wurden, und weite Oeffnungen den Zusammenhang der Linie unterbrachen. Indeß nahmen frische Bataillone, welche Neipperg unausgesetzt aus seinem rechten Flügel herbeizog, den Kampf muthig auf, und nährten ihn lange Zeit. Das Gewehrfeuer dauerte mehrere Stunden in voller Heftigkeit, unter beiderseitigem großen Verlust, mit hartnäckigster Erbitterung. Da die Patronen, deren jeder Soldat damals nur 30 bei

sich führte, zu mangeln anfingen, so wurden vom Boden die der Gefallenen aufgerafft und verbraucht.

Schwerin, als er wahrnahm, daß der Feind seine weichenden Bataillons immer gleich ersetzte, konnte nicht zweifeln, daß diese Unterstützung aus dessen rechtem Flügel käme, der noch unangegriffen stand, und daher beträchtliche Mannschaft abgeben konnte. Auch die Preußen hätten aus ihrem linken Flügel Verstärkung heranziehen und dadurch ihrem rechten neues Uebergewicht geben können. Er wählte aber ein kürzeres Mittel. Er sandte dem Markgrafen Karl von Brandenburg den dringenden Befehl, mit allem Fußvolk des linken Flügels im Geschwindschritt vorzugehen und den Feind in seiner rechten Flanke rasch und nachdrücklich anzugreifen. Dies geschah, und gleichzeitig schritt nun die ganze Linie der Preußen vor. „Ich kann wohl sagen, schrieb hierüber ein österreichischer Offizier, mein Lebtage nichts Prächtigeres gesehen zu haben; sie marschirten mit der größten Haltung, und so nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als ein stetiges Donnerwetter." Der

Angriff des Markgrafen entschied die Schlacht, die Oesterreicher wichen auf allen Punkten, ein Theil der Truppen floh in wilder Auflösung, den noch stehenden befahl Neipperg selbst den Rückzug, den er mit Reiterei so gut als möglich deckte. Es war Abends nach 7 Uhr, nach fünfstündigem heißen Kampfe, daß das Schlachtfeld den Preußen gehörte. Schwerin sah den Rückzug des Feindes und hätte ihm gern noch stärker zugesetzt; allein das Geschütz erreichte ihn nicht mehr, und eine Schwadron Gendarmen, die einzige Reiterei, die auf dem rechten Flügel noch beisammen war, konnte nichts ausrichten. Er sandte jedoch durch einen seiner Adjutanten den Befehl nach dem linken Flügel, alles, was von Reiterei dort vorhanden, zur Verfolgung aufzubieten.

Schwerin hatte einen zweiten Schuß bekommen, der ihm die rechte Hand und das Gefäß des Degens, das er festhielt, quetschte, während die Klinge abschnellte. Er ließ sich eben verbinden, als der Erbprinz von Anhalt-Dessau und andre Generale heransprengten, um ihn wegen der gewonnenen Schlacht zu beglückwünschen. In demselben Augenblicke wurde gemeldet, daß die von Ohlau her längst erwarteten 12 Schwadronen eben

auf dem Wahlplatze anlangten; ihr Marsch war durch österreichische Husaren aufgehalten worden, sonst würden sie zur Schlacht eingetroffen sein und diese wahrscheinlich gleich entschieden haben. Schwerin wollte sie ohne Verzug dem Feinde nachsenden, allein der Erbprinz von Anhalt-Dessau widerrieth es, als der Absicht des Königs entgegen, welches dessen Generaladjutant Graf von Hacke bestätigte. Schwerin gab noch nicht nach, fühlte aber seine Kräfte schwinden, und konnte sich nicht mehr zu Pferde halten, übergab daher die Befehlführung dem Erbprinzen, und als dieser ihn noch über einiges befragen wollte, antwortete er kurz, derselbe möchte nun alles nach eigenem Gutbefinden anordnen, nur erbat er sich von ihm den Adjutanten von Bülow, — da seine eignen alle verschickt waren, — um dem Könige den Sieg zu melden. Er selbst begab sich nach Mollwitz in das Haus des dortigen evangelischen Predigers, wo in der vorigen Nacht Neipperg geschlafen hatte, und sein Frühstück zum Theil noch unversehrt stand.

Die Oesterreicher zogen sich im Schutze der Nacht unverfolgt gegen Neiße zurück. Ihr Verlust betrug über 5000 Mann, worunter 1200 Gefangene, 6 Kanonen, und außerdem verloren sie

von den 4 eroberten preußischen Geschützen 3 wieder, ferner 3 Standarten, und eine Anzahl Pulverwagen. Die Preußen verloren fast ebenso viel an Todten und Verwundeten, und 1 Kanone, welche der Feind mit nach Neiße führte. Von beiden Seiten waren die Oberbefehlshaber verwundet, mehrere Generale geblieben. Die österreichische Reiterei hatte sich anfangs tapfer, dann muthlos, das österreichische Fußvolk, besonders wo die Mehrzahl Rekruten waren, unkundig und verzagt, die preußische Reiterei unbeholfen und leicht erschreckbar, doch eben so leicht wieder sich fassend, erwiesen; nur das preußische Fußvolk blieb in unwandelbar tapferer Stimmung. Ihm hauptsächlich, seiner trefflichen Einrichtung, strengen Ordnung, raschen Bewegung und wundervollen Fertigkeit im Gewehrfeuer, wobei die eisernen Ladstöcke im Vergleich der hölzernen des Feindes, auch die Stellung in drei Gliedern anstatt in vier, wie noch bei dem Feinde der Fall war, ihren Vorzug bewährten, gebührt nach allseitigen Zeugnissen die Ehre des Tages, demnächst der Einsicht und Tapferkeit Schwerin's, der den Werth dieser Truppe erkannte, ihr vertraute und sie persönlich anführte.

Wir müssen aber hier vor allem nun dem

Könige nachfolgen, der, wie erwähnt, bei noch sehr zweifelhaftem Stande der Dinge das Schlachtfeld verließ. Der König ritt so schnell, daß sein Gefolge Mühe hatte, bei ihm zu bleiben, die nachgesandten Gendarmen ihn bald aus dem Gesicht verloren, und in Löwen an der Neiße, wohin sie in der Nacht kamen, ihn nicht mehr fanden. Er hatte daselbst nur kurze Zeit verweilt, und da sich mehrere Versprengte ihm angeschlossen hatten, von denen er nicht begleitet sein wollte, so ließ er beim Weiterreiten das Thor hinter sich sperren, mit dem Befehl, niemand ihm folgen zu lassen, als wer zu ihm gehöre. Doch unterwegs gesellten sich auf's neue manche Reiter zu ihm, und so kam er mit seiner kleinen Schaar vor dem Thor von Oppeln an. Dasselbe war verschlossen; die Preußen riefen: „Macht auf!" Als man von innen fragte: „Wer da?" riefen sie: „Preußen, auch preußische Kouriere." Hierauf erfolgte kein weiteres Wort, aber das Thor blieb verschlossen. Nun kam der König auf den Gedanken, die Stadt, wo er noch seine Truppen zu finden geglaubt, könne vom Feinde besetzt sein, und als auf weiteres Rufen einige Schüsse durch das Gitter heraus gefeuert wurden, konnte er nicht mehr zweifeln. Er kehrte daher

mit den Seinigen um, und kam mit Tages Anbruch wieder nach Löwen, fand hier die Schwadron Gendarmen, aber auch schon den ihm nachgeschickten Adjutanten des Erbprinzen von Anhalt-Dessau mit der Siegesnachricht Schwerin's. Nach einer kurzen Erholung ritt er spornstreichs wieder in die Gegend von Mollwitz, wo er die weiteren Bewegungen der Truppen anordnete, und sich hierauf nach Ohlau begab.

Für den König wurde es bei dem siegreichen Ausgange der Schlacht nun doppelt kränkend, daß er vor demselben weggeritten war, und er fühlte, daß der üble Schein, in der ersten Schlacht seine Truppen verlassen und die höchste Gefahr und den größten Ruhm nicht mit ihnen getheilt zu haben, sich über sein ganzes Leben als Vorwurf erstrecken würde. In seinem Unmuthe hierüber grollte er zumeist seinem Rathgeber, der ihn dazu beredet. Schwerin's Verdienst erkannte er ehrend an, und dankte ihm für den wichtigen Sieg, ohne welchen Schlesien wahrscheinlich verloren gewesen wäre, allein er verwünschte zugleich das übergroße, in dessen Erfahrung und Einsicht gesetzte, aber ihm zu persönlichem Mißgeschick ausgeschlagene Vertrauen, und konnte ihm nie verzeihen, durch ihn um den

Erstlingslorbeer seiner Feldherrnbahn so schmählich gebracht worden zu sein. Schwerin war allerdings schon gewohnt, sich dem Könige gegenüber in Kriegssachen als Lehrmeister zu benehmen, was denn in der persönlichen Gegenwart meist so hinging; aber nun verlautete, Schwerin habe im ersten Augenblicke, nachdem auf seinen Rath der König davon geritten, sich über den Abwesenden in schnöder Weise ausgelassen, und das war nicht ebenso zu verzeihen. Wiefern Schwerin's Feinde hiebei thätig gewesen und dem Könige Falsches, oder doch Uebertriebenes hinterbracht, ist nicht auszumitteln. Aber des Königs Unwille war nie völlig zu beschwichtigen, Schwerin gelangte nie wieder zu der frühern Stellung in des Königs Gnade und Vertraulichkeit, und hatte bei manchem Anlasse die bittern Nachwirkungen schwer zu empfinden. Auch der Generaladjutant Graf von Wartensleben, bisher ein Liebling des Königs, wurde ihm wegen seines Antheils an jener Sache von nun an zuwider, erhielt bald eine andere Dienstanstellung, und kam nie wieder in des Königs Nähe.

Ueber dieses ohne sein Verschulden entstandene Mißverhältniß war Schwerin tief betrübt, und

empfand, die Folgen sehr schmerzlich, so daß er von der ganzen Begebenheit nicht ohne ein bitteres Gefühl, ja kaum ohne Thränen, sprechen konnte, und in dem größten Bedauern, daß die Sache so gekommen, doch standhaft dabei blieb, er würde in gleichem Falle noch immer denselben Rath ertheilen müssen. Wie er sich über den Vorgang mit offener Herzlichkeit vernehmen ließ, erkannten wir aus folgender Aufzeichnung, die uns von seinen Reden überliefert worden: „Als ich die preußische Kavallerie — sagte er — verfolgen sah, welches in dem Augenblick geschah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte, und im Galopp nach dem rechten ritt, so hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verloren, daß die Infanterie noch alles redressiren könnte. Als ich aber den König mit im Gedränge der flüchtigen Kavallerie sah, so war es natürlich, daß mich dieser Anblick in eine Art von Bestürzung setzte, und dieses vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorstellung von dieser Erscheinung in dem Augenblick machen konnte, als daß der König durch übereilten Muth sich diese Gefahr selbst zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem ersten Gedanken des Wunsches, daß er sich nicht gegenwärtig befinden möchte,

denn ich hatte schon dazumal den Entschluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen, oder den Verlust nicht zu überleben. Meine Bestürzung wurde aber durch die Salve des zweiten Treffens um ein Großes vermehrt, theils weil es mich von einer Armee, die so wie die preußische in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Offizier des Pelotons geschehen mußte, sehr befremdete, und dann weil auch durch dieses Feuer das erste Treffen sehr muthlos gemacht werden mußte, — und von diesem Augenblick an überzeugte mich mein Verstand und mein Herz von der Nothwendigkeit, meinen jungen König voller Muth und Ambition, der die Gefahr nicht kannte, und um desto weniger scheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorschlags: das Schlachtfeld zu verlassen. Wäre dieser Bewegungsgrund nicht bloß und allein die persönliche Erhaltung des Königs gewesen, so war es sehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit, als bei der Armee finden könnte, denn wenn auch die Schlacht verloren gegangen, so konnte keine andere Retirade, als über Oppeln genommen werden, wo denn eine obgleich geschlagene Armee noch immer Ressourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen dieses

Vorschlags tadeln, fordere ich auf, einen besseren zu sagen. Ich habe dieses dem Könige geschrieben, und mündlich vorgestellt, er hat mir sein Königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht gethan, und daß hierüber niemals die Rede sein sollte. — Wie der König aber dieses befolgt, das weiß die ganze Armee; und wie dieser Vorschlag mein ganzes übriges Leben verbittert hat, daß nicht allein keine Gelegenheit vorbeiging, wo ich diesen Groll nicht empfand, sondern daß der König selbst Gelegenheit suchte, mich öffentlich in Tort zu setzen."

Die Gereiztheit des Königs zeigte sich gleich am Tage nach der Schlacht, indem er den Vorschlag Schwerin's, eine starke Truppenschaar über Pampitz nach Grottkau zu schicken, um dem Feinde noch auf dem Rückzuge möglichst Abbruch zu thun, sogleich mißfällig verwarf, ohne Gründe seines Verwerfens anzugeben. Dies geschah in der Folge noch oft, und Schwerin hatte von dem abweisenden, mißtrauischen Wesen des Königs, der ihn mit offenbarer Ungnade behandelte, viel zu leiden.

Die Wunden Schwerin's waren bald geheilt, und er konnte nach kurzer Ruhe wieder an den Kriegs-

ereignissen Theil nehmen. Neipperg hatte sich unter die Kanonen von Neiße zurückgezogen, und der König, wiewohl durch die eingetroffene Reiterei und die vom Herzog von Holstein befehligte Truppenschaar ansehnlich verstärkt, wagte ihn in jener Stellung nicht anzugreifen. Er bezog ein Lager bei Mollwitz, und ließ durch den Feldmarschall von Kalckstein die Belagerung von Brieg unternehmen, welche Festung am 4. Mai sich auf Bedingung ergab. Drei Wochen noch blieben die Preußen bei Mollwitz im Lager, während welcher Zeit der König die Festungswerke von Brieg herstellen und die Stadt mit Lebensmitteln versehen ließ, die Truppen aber unausgesetzt übte, und besonders die Reiterei zu größerer Schnelligkeit und Sicherheit anleitete. Gegen die leichten Truppen der Oesterreicher fielen mancherlei Gefechte vor, nicht selten zum glänzenden Vortheile der Preußen. Später bezog der König ein Lager bei Strehlen, woselbst wichtige diplomatische Unterhandlungen Statt fanden, deren Verlauf in Friedrichs Geschichte seiner Zeit vortrefflich dargelegt ist. Für beiderlei Geschäfte, die kriegerischen wie politischen, war Schwerin's Anwesenheit nicht gleichgültig, und der Groll des Königs gegen den ihm mißfällig gewordenen

Rathgeber hinderte ihn nicht, doch ferner demselben zu vertrauen und sich seiner zu bedienen.

Es fand sich hiezu bald eine auserlesene Gelegenheit. Der König erkannte, daß Neipperg in seinen noch nicht aufgegebenen Planen zur Wiedereroberung Schlesiens nicht nur auf seine stets verstärkten Waffen, sondern auch auf geheime Einverständnisse rechnete, deren Sitz vorzüglich Breslau war. Eine Anzahl vornehmer Damen, die im Alter, zum Ersatz anderer Neigungen, leidenschaftlich religiöse und politische Partheiung ergriffen hatten, hegte fanatischen Haß gegen die Preußen, und leitete Umtriebe ein, welche den Zweck hatten, die Stadt Breslau den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Der Plan war schon weit gediehen, Neipperg genau unterrichtet; Mönche machten die Zwischenträger; einige erste Beamte der Stadt waren gewonnen, und auf den katholischen Theil der Bevölkerung glaubte man rechnen zu können. Allein Friedrich erfuhr von diesen Anschlägen, und es gelang ihm, unter die wüthigen Glaubensschwestern eine falsche, ihm ergebene einzuschieben, die ihn von jeder neuen Abrede sogleich benachrichtigte. Er sah ein, daß die festgesetzte Partheilosigkeit Breslau's nur noch eine Täuschung sei,

und daß er den Oesterreichern in Besetzung der Stadt zuvorkommen müsse. Dies also einen Handstreich auszuführen, unerwartet und schnell, wo möglich ohne Blutvergießen, war von größter Wichtigkeit. Schwerin erhielt den Auftrag, den er willig übernahm, und mit geschickter List glücklich vollbrachte. Die dem österreichischen Hause am eifrigsten ergebenen Syndiken und Schöffen wurden auf den 10. August zu einem großen Fest in das Lager des Königs berufen, wohin auch die in Breslau anwesenden fremden Gesandten eingeladen waren; mittlerweile zogen einige preußische Bataillone auf verschiedenen Wegen in die Vorstädte, und Schwerin begehrte für ein preußisches Regiment den Durchzug durch die Stadt, wie dies für kleinere Truppenschaaren und Zufuhren schon öfters geschehen und bewilligt worden war. Der Magistrat, seiner bedeutendsten Mitglieder beraubt, wagt nicht das Begehren abzuschlagen, trifft aber sorgfältige Maßregeln. Die sämmtlichen Stadtsoldaten müssen ausrücken und ein Theil der bewaffneten Bürgerschaft, um für die durchziehenden Preußen Spalier zu machen, der Stadtmajor von Wutgenau soll diese Morgens früh am Nikolaithore einlassen und ohne Aufenthalt zum Sandthore

wieder hinausführen; der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, welcher die preußischen Truppen befehligt, tauscht mit dem Stadtmajor die üblichen Begrüßungen aus, und der Durchzug beginnt, der Stadtmajor mit gezogenem Degen als Führer voran. Unterdessen bricht ein Wagen im Sandthore, das nun nicht verschlossen werden kann, preußische Grenadiere nähern sich aus der Vorstadt, dringen durch das Thor ein, und erscheinen plötzlich in den Straßen; bevor man sich von der Ueberraschung erholen kann, erschallt das Geschrei: die Preußen hätten auch schon das Oderthor besetzt und sich des Zeughauses bemächtigt. Wutgenau fragt den Erbprinzen, was das heißen solle? Dieser antwortet kurz: Breslau sei nun preußisch, sein Amt habe aufgehört, er solle den Degen einstecken und heimreiten. Es war nichts anderes zu thun, keine Hand regte sich zur Gegenwehr, kein Tropfen Blutes floß. Aufgestellte Signalkanonen gaben augenblicklich dem Könige die Nachricht, daß der Streich gelungen.

Schwerin aber, der das Ganze geleitet, eilte auf das Rathhaus, wo schon um 9 Uhr Vormittags der auf sein Geheiß versammelte Rath nebst dem Ausschusse der Bürgerschaft von ihm die

Eröffnung empfingen: „Wie der König nicht länger habe dulden können, daß hier so viele Ränke und Meutereien gegen ihn betrieben, mit dem Feinde Einverständnisse gepflogen, die Sicherheit des preußischen Heeres gefährdet und dessen Unternehmungen gehindert würden; aus diesen und anderen wichtigen Ursachen habe der König nöthig erachtet, die Stadt mit seinen Truppen besetzen zu lassen; hierbei versichere er die Einwohner der ferneren Gnade und des kräftigsten Schutzes Seiner Majestät, einer vollkommenen Amnestie für alles Vergangene, dagegen ermahne er sie zur strengen Beobachtung aller dem Könige schuldigen Pflichten, und fordere diesemnach die Anwesenden auf, demselben sogleich die Huldigung und den Eid der Treue zu leisten.“ Dieses geschah auf der Stelle ohne den geringsten Widerspruch, von den Meisten mit größter Bereitwilligkeit, worauf Schwerin ein dreimaliges Lebehoch für Friedrich König in Preußen und Herzog in Schlesien ausrief. Sodann begab er sich auf den Salzring, und verpflichtete die dort hinbeorderten Stadtsoldaten und ihre Offiziere. Am folgenden Tage wurden die Gelehrten und Kaufleute, die sämmtlichen Zünfte und Gewerke zur Huldigung berufen; von der evangelischen Geist-

lichkeit forderte Schwerin nur einen Handschlag, indem er zu erkennen gab, es bedürfe von so würdigen Dienern Gottes keines förmlichen Eides, worauf er jeden derselben küßte; sodann trat er auf die Rathhaustreppe, und rief wiederum für den König dreimal ein gesteigertes Lebehoch unter das Volk, welches mit freudevollem Zuruf antwortete, worauf Schwerin im Namen des Königs nach üblicher Weise Geld auswerfen ließ. Die katholische Geistlichkeit hatte sich Bedenkzeit erbeten, und Schwerin ihr diese bis zum folgenden Tage gewährt, sie machte auch dann noch Schwierigkeiten und mußte Strafe zahlen, allein Schwerin wartete diese Sachen nicht ab, sondern übertrug sie dem Generallieutenant von der Marwitz, der zum Gouverneur der Stadt ernannt war; ihn selbst rief ein Befehl des Königs noch am 11. Abends ungesäumt in's Lager, wohin er sich sogleich begab.

Die thätigen Unterhandlungen des Königs hatten unterdessen zu einem Vertrage geführt, dessen Abschluß durch den König selbst in einer geheimen Zusammenkunft mit Neipperg am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf bei Oppeln zu Stande kam. Die Feindseligkeiten sollten nur zum Scheine noch fortdauern, insbesondere die Beschießung von Neiße

bis zur vorausbestimmten Uebergabe, in der That aber ein Waffenstillstand eintreten und nichts Feindliches mehr unternommen werden. Bis zum wirklichen Friedensschlusse bedurfte der König des Anscheins fortdauernder Feindseligkeiten, um Frankreich zu täuschen, dessen Gesandter Marquis von Valory sich im Lager befand. Schon vor jener Zusammenkunft hatten beide Theile zu diesem Zwecke einverstanden gehandelt, und als am 25. September zwei preußische Bataillons über die Neiße gingen, zogen sich die österreichischen Posten sogleich zurück, der König aber ließ aus allem Geschütz ein schreckliches Feuer anheben, wiewohl kein Feind zu sehen war, und Schwerin half dieses Kriegsschauspiel mit aufführen, indem er bei Hennersdorf gleicherweise heftig in's Blaue kanonirte. Der französische Gesandte war begierig zu erfahren, was vorginge, und empfing von den Offizieren des Königs übereinstimmend eingelernte Angaben über die Zahl der Todten und Verwundeten, so daß er an dem Ernste der Sache nicht zweifelte. Neiße wurde in gleicher Art, unter dem Scheine der Eroberung, doch der anfänglichen Abrede zuwider erst am 31. Oktober den Preußen überlassen, und ganz Schlesien von den Oesterreichern geräumt.

Friedrich hatte die Erblandeshuldigung von Schlesien schon auf den 2. Oktober angesetzt, doch sie konnte, weil er die von den Oesterreichern verzögerte Uebergabe von Neiße abwarten wollte, erst am 7. November Statt finden. Bei dieser feierlichen Handlung sollte Schwerin das Reichsschwert halten, allein dasselbe war zufällig vergessen und für den Augenblick nicht herbeizuschaffen; der König half der Verlegenheit lächelnd ab, indem er seinen Degen zog, und ihn dem Feldmarschall einhändigte, der ihn nun anstatt des Reichsschwertes hielt, und den Knopf üblicherweise zum Küssen hinreichte.

Oesterreichischerseits war das Abkommen von Klein-Schnellendorf weder pünktlich erfüllt, noch streng geheim gehalten worden. Schon dieser letzte Umstand mußte die Fortsetzung des Krieges zur Folge haben. Noch mehr aber die Unternehmungen der Oesterreicher gegen den Kurfürsten von Baiern. Es galt nun, die Unterhandlungen mit Umsicht fortzuführen, und zugleich mit den Waffen bereit zu sein. Der König begab sich indeß fürerst nach Dresden, um die neuen mit Sachsen angeknüpften Verhältnisse wahrzunehmen, und sodann nach Berlin; während das Heer in Schlesien unter

die Befehlsführung Schwerin's und des Erbprinzen von Anhalt-Dessau gestellt blieb. Der letztere rückte mit seinen Truppen nach Böhmen vor, einige Regimenter umstellten Glatz; Schwerin aber, der inzwischen auch zum Gouverneur von Brieg und Neiße ernannt worden, zog nach Oberschlesien und nahm daselbst am 20. November Winterquartiere. Doch waren diese von keiner Dauer. Er mußte mit seinen Truppen in der Mitte des Decembers, nachdem er vorher schon sich Troppau's und Freudenthals bemächtigt hatte, schleunigst über Hof und Sternberg in Mähren einrücken, wo nach schwachem Widerstande sich am 27. December Olmütz ihm ergab.

Wir haben nunmehr eines Mannes zu gedenken, der in Schwerin's Leben, wie überhaupt in dem preußischen Kriegsdienste, wirksam und bedeutend würde. Der Freiherr von Schmettau, in Berlin geboren, aber durch Umstände früh in auswärtige Kriegsdienste gezogen, hatte den österreichischen schon vor dem Kriege mißvergnügt als Oberstlieutenant verlassen, und war darauf in den preußischen als Oberst eingetreten. Der König berief ihn nach Schlesien, wo er im Lager von Mollwitz anlangte, durch seine Fähigkeiten das Vertrauen

des Königs gewann, und von ihm zum General-
adjutanten und Generalquartiermeister ernannt wurde.
Er leistete hier vielfache Dienste, half manchen
Mängeln in dem Heerwesen ab, und trug besonders
dazu bei, die Reiterei geschickter zu machen, und
die Husaren im kleinen Krieg zu unterrichten. Als
der König abreiste, ließ er ihn bei Schwerin zu-
rück, zur Aushülfe sowohl als zur Aufsicht, denn
solche Anstellungen hatten immer etwas Zweifel-
haftes. Schmettau jedoch, offen und klug zugleich,
gewann bald auch Schwerin's Vertrauen und
Achtung, und blieb mit ihm stets in gutem Ein-
verständniß. Der Feldmarschall sandte ihn im Januar
1742 nach Berlin, um den König von allem
Vorgefallenen zu unterrichten und ihm für die
nächsten Bewegungen die Entwürfe Schwerin's
darzulegen. Der König war gegen Schmettau sehr
gnädig, schien auch mit allem wohlzufrieden, sandte
ihn aber unerwartet schnell an Schwerin zurück,
dem er wichtige Befehle überbringen sollte, unter
welchen besonders der mit Nachdruck hervorgehoben
wurde, in Olmütz große Magazine anzulegen. Dies
Letztere hatte Schwerin aus eigenem Antriebe schon
begonnen, wie er denn dafür galt, in der Sorge
für den Lebensunterhalt seiner Truppen besonders

geschickt und eifrig zu sein. Schmettau fand bei seinem Eintreffen in Olmütz schon alles angeordnet, und der besondere Eifer, mit welchem der König grade dies eingeschärft hatte, mußte wenigstens überflüssig dünken. Aber es scheint, der König hatte die Schwierigkeiten vorgefühlt, und die Stärke seines Befehls sollte sie überwinden helfen. Schwerin hatte nur 10,000 Mann nach Mähren geführt, und mit diesen, da er nicht weiter, als Wischau vorrücken sollte, nur etwa ein Drittheil des Landes wirklich besetzt, die Landleute flüchteten ihre Vorräthe oder vergruben sie, ohne Gewalt war nichts herbeizuschaffen, und oft fehlten sogar die nöthigen Fuhrmittel. Roggen, Gerste, Hafer und Heu fand man noch allenfalls, aber alles Mehl war fortgeschafft, und wegen der zugefrornen Gewässer gingen keine Mühlen. Dazu kam, daß Schwerin von dem Feldkommissariat in Schlesien nur 4 Verpflegungsbeamte hatte erlangen können, daß die zugesagten mehreren nie kamen, und er Offiziere aus den Regimentern zu diesem ungewohnten Dienste nehmen mußte. Wäre ihm mehr Zeit geblieben, so würde er dennoch den Auftrag des Königs mit größter Anstrengung vielleicht erfüllt haben, allein er hatte die Befehlführung in Mähren nur vier Wochen,

alsdann kam der König, und übernahm die Leitung der Dinge selbst.

Ein neuer sonderbarer Umstand trug dazu bei, den König gegen Schwerin zu verstimmen. Der König hatte unterwegs seinen Gesandten bei dem Kurfürsten von Baiern, den Feldmarschall von Schmettau, einen Bruder des Obersten, zu sich beschieden, und mit ihm mancherlei Vertrauliches gesprochen. Schwerin aber, mit dem Obersten von Schmettau in Landskron den König erwartend, vertraute seinerseits dem jüngern Bruder einen Plan, die bei Iglau unter dem Fürsten von Lobkowitz stehenden Oesterreicher nicht nur aus Mähren, sondern auch über die Donau zu vertreiben; die Landkarten wurden aufgelegt, die Märsche berechnet, die Quartiere bezeichnet und alles genau bis in's Einzelne aufgeschrieben. Als nun der König am 26. Januar in Landskron angekommen war, benutzte Schwerin die erste geheime Unterredung, und trug seinen mit Schmettau's Hülfe entworfenen Plan dem Könige vor. Dieser stutzte, und wies den Vorschlag mit Kälte zurück. Der Plan war nämlich genau derselbe, den der König unterwegs dem Feldmarschall von Schmettau vertraut hatte. Der Gedanke lag nah, dieser müsse

ihm seinem Bruder mitgetheilt haben, und es reizte den König nicht wenig auf, daß man ihm das, was er selbst ausgedacht, nun als fremden Fund zur Genehmigung vorzulegen wage. Auch Schmettau fühlte, daß er nicht wie sonst in Gnaden war, und da er sonst keinen Grund finden konnte, so glaubte er, der König sei ungehalten über die Grafenwürde, welche so eben der am 24. Januar 1742 erwählte römische Kaiser Karl der Siebente beiden Schmettau's verliehen hatte. Erst nach einigen Tagen klärte sich der Irrthum auf, indem der König offen seinen Argwohn mittheilte und dagegen Schmettau betheuern konnte, daß Schwerin und er selbst keine Ahndung von dem Plane des Königs gehabt und den ihrigen selbstständig erdacht hätten. Hiemit bezeigte sich der König wohlzufrieden, und es schien alles ausgeglichen.

Aber gleich fand sich neuer Anlaß zum Mißvergnügen. Der König war durch Böhmen gereist, wohin ein verbündetes französisches Heer vorgedrungen war, und hatte dort für die schwierige Verpflegung der neuverbündeten sächsischen Truppen, die ihm folgten und auf welche nirgend gerechnet sein konnte, den französischen Intendanten Sechelles angesprochen. „Ich werde das Unmögliche möglich

machen," hatte dieser geantwortet, und es auch wirklich ausgeführt; die Truppen bekamen alles was nöthig war. Noch ganz erfüllt von diesem glänzenden Beispiel französischer Anstelligkeit und Beeiferung kam der König am 26. Januar nach Olmütz, und fragte nach den Magazinen, die er anbefohlen hatte, und deren Zweck sich nun offenbarte. Schwerin mußte bekennen, daß die Absichten des Königs nur erst in geringem Maße erfüllt seien. Dieser war äußerst unwillig, und bediente sich gegen Schwerin sehr harter Ausdrücke. Er [illegible] Schwierigkeiten wohl ein, und mußte sie [illegible] selbst genug erfahren, allein die Vorstellung stand in ihm fest, Schwerin habe den Willenseifer nicht gehabt, den doch eben erst ein Fremder so musterhaft und erfolgreich dargethan. Auch noch in der spätern Zeit, als er die Geschichte dieses Feldzuges niederschrieb, sprach der König diesen Vorwurf aus, welchen doch Schwerin und seine Freunde nie wollten gelten lassen.

Schwerin empfand die Vorwürfe des Königs sehr bitter; er sah die üble Stimmung fortdauern, sich selber zurückgesetzt, und bei den weiteren Kriegsunternehmungen ohne Wirksamkeit. Denn der König wollte ohnehin die Sachsen, denen er mißtraute,

und deren Generale schwierig zu behandeln waren, unter seinem eignen Oberbefehl haben. Unter diesen Umständen hielt es Schwerin für angemessen, zur Herstellung seiner Gesundheit einen Urlaub zu erbitten, der ihm auch nicht versagt wurde, jedoch sollte er fürerst nach Neiße sich begeben, wo seiner ein wichtiges Geschäft harrte, das ihm schon früher war überwiesen worden. Durch den Beitrittsvertrag vom 1. November 1741 hatte nämlich der Kurfürst von Sachsen aus dem zu hoffenden Ländergewinn ein Stück von Böhmen und den größten Theil von Oberschlesien ausgesetzt erhalten. Die künftigen Gränzen mußten demgemäß bestimmt werden, und der König hatte hiezu Schwerin und den Geheimenrath von Nüßler als Bevollmächtigte ernannt, welche mit sächsischen Abgeordneten deßhalb in Neiße zusammen treten sollten. Der Vertrag bestimmte, daß auf dem rechten Ufer der Neiße ein Strich Landes eine Meile breit noch preußisch bleiben solle. Wie genau der König die Sache nahm, ergiebt sich aus dem Schreiben, welches er als Antwort auf einige erhobene Zweifel am 10. Februar aus Groß-Bitesch an Schwerin erließ, und worin er sagte: „Ich habe Euch meine Intention deßhalb dahin bekannt machen wollen, daß

zuvörderst die Größe einer jeden Meile bei dieser Gränzeinrichtung wenigstens auf 2500 rheinländische Ruthen festgesetzt werden muß, da von mir gleich vom Anfange her und beständig hin eine gute deutsche Meile konditioniret worden, welche dann so lang als es möglich ist gezogen werden muß. Was den zweiten Punkt, die Abschließung der Gränzen angehend, betrifft, da muß es wohl dabei verbleiben, daß wenn etwa eine Stadt, Dorf oder Flecken, durch die Gränzlinie durchgeschnitten wird, solcher Ort mir verbleibe, wie denn auch, wenn meine Stadt, Dorf oder Flecken, in meiner Gränze belegen, das dazugehörige über der Gränzlinie befindliche Feld, Holzung rc. dabei verbleiben muß. Sollte letzteres auch sächsischerseits prätendiret werden, und die Sache nicht viel importiren, kann darin endlich gefüget werden, so viel aber immer möglich ist, muß dahin gesehen werden, daß ich nichts dadurch verliere." Der Auftrag war ehrenvoll genug, Schwerin's Weggehen zu beschönigen, allein es schmerzte ihn doch, das Heer zu verlassen; er machte daher vor der Abreise noch einen Versuch, sich dem Könige zu nähern. Dieser belagerte Brünn, doch bei dem Mangel an schwerem Geschütz und bei der Tapferkeit des öster-

reichischen Generals von Seher waren alle Anstrengungen vergebens. Da ließ Schwerin durch Schmettau den König wissen, er habe Einverständnisse mit Offizieren und Soldaten der Festung, und wenn für einen schon entworfenen Handstreich einige Regimenter zur Verfügung gestellt würden, so müsse binnen vierundzwanzig Stunden auf den Wällen die preußische Fahne wehen. Der König antwortete nur: „Ich will es nicht." Zu anderer Zeit hätte er mit Schwerin die Gründe besprochen, die er zur Ablehnung der Sache haben mochte, und die wir in seiner Geschichtserzählung hinreichend angedeutet finden; jetzt mußte Schwerin das schroffe Nein als eine persönliche Abweisung nehmen, und da nun keine Hoffnung eines guten Verhältnisses blieb, so reiste Schwerin endlich nach Neiße ab. Das Geschäft aber stockte, denn die sächsischen Bevollmächtigten waren zwar ernannt, kamen aber nie. Schwerin fragte nun an, was geschehen solle, und wünschte seinen Urlaub anzutreten, worauf ihm der König aus Selowitz am 3. April 1742 sehr gnädig antwortete: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Bei Euer jetzigen Anwesenheit in Neiße werde ich sehr gerne sehen, wann Ihr, so viel Euer

Gesundheitszustand leiden will, mit dem Königlich polnischen und kursächsischen Minister und Envoyé dem von Bülow die Euch aufgetragene Kommission wegen Regulirung der Gränzen zwischen Nieder- und Oberschlesien sofort eröffnet, um die Sache in Gang und demnächst zu Stande zu bringen. Sollte Euer Gesundheitszustand alsdann nicht leiden, die Konferenzen weiter zu kontinuiren, Ihr auch, um Euch zu retabliren, Eure Reise nach dem Bade fortsetzen müssen, so kann der Geheimerath von Nüßler, so von allem informirt ist, die Negotiation kontinuiren, an Eurer Statt aber will ich, während Eurer Abwesenheit, den Generallieutenant von Marwitz substituiren, welchem der Etatsminister Graf von Podewils die benöthigte Autorisation zusenden wird, und welchem Ihr, so viel Euer Zustand es leiden will, die gehörige Information geben könnet, zumalen bei der Ausarbeitung und bei dem Detail der von Nüßler doch das Meiste besorgen muß. Ich wünsche bald gute Zeitungen von Eurem Retablissement zu haben, wozu Ihr alles Mögliche beizutragen und mir öfters Nachricht davon zu geben habet. Ich bin u. s. w.

Friedrich."

Ein andrer Vorgang drängte sich unangenehm

und sonderbar in diese Verhältnisse. Der General von Wallrawe, welcher später so unglückliche Berühmtheit erlangt hat, war damals beauftragt, die Festungswerke von Neiße zu verstärken. Er wünschte durch Schwerin's Empfehlung auch Kommandant dieser Festung zu werden, und schmeichelte ihm auf alle Weise; doch als er wahrnahm, daß dieser ihm nicht günstig sein wolle, oder vielleicht auch nicht mehr könne, versuchte er auf dessen Kosten sich bei dem Könige selbst beliebt zu machen. Er schrieb diesem: Seine Majestät hätten gewiß vernommen, daß die oberschlesischen Stände dem Feldmarschall für die Sorgfalt und Schonung, mit denen er die Winterquartiere eingerichtet, 30,000 Thaler verehren wollten; weil es aber Seiner Majestät nicht an Mitteln fehlen würde, dem Feldmarschall andere Vortheile zufließen zu lassen, so schlüge er vor, diese Summe ihm zur Befestigung von Neiße anzuweisen. Der wackre Eichel, des Königs Geheimer Kabinetsrath, der mit staatsmännischer Einsicht immer des Guten wahrnahm, gab Schwerin sogleich von dieser Tücke Nachricht, konnte aber nicht hindern, daß der König, in Voraussetzung der Wahrheit jener Angabe, an Schwerin in übrigens sehr gnädigen Ausdrücken schrieb, er bestimme

wirklich jene Summe für den Festungsbau von Neiße. Schwerin verwies dem hämischen Anzettler dieser Sache seine schnöden Ränke in Gegenwart vieler Offiziere mit harten Vorwürfen, welche dieser jedoch ablehnte, indem er läugnete an den König geschrieben zu haben. In seiner Antwort an den König aber sagte Schwerin: Die oberschlesischen Stände hätten ihm nie ein Geschenk angeboten, und es sei dem Könige bekannt, daß er nie ohne seine Erlaubniß Geschenke dieser Art angenommen hätte; würde es ihm auch gewiß gemeldet haben, wenn es geschehen wäre; lieb würde es ihm übrigens sein, wenn die oberschlesischen Stände eine solche Summe zum Festungsbau hergäben. Worauf der König, ohne weiter das Wahre und Falsche sondern zu wollen, aus der gegebenen Anregung den Vortheil festhielt, und den Befehl gab, die Stände sollten jene Summe zu dem erwähnten Zweck aufbringen, wie denn auch in der That geschehen mußte.

In Mähren aber fand die Verpflegung der Truppen nun allerdings immer größere Schwierigkeit. Der König selbst ging eifrig in alle Einzelheiten dieser Fürsorge ein; er schrieb am 3. Februar an Voltaire: Von einem Gehirn, worin

nur Heu, Hafer und Häckfel sei, dürfe man nichts verlangen! Freilich gelang auch ihm nicht, was Schwerin versäumt haben sollte; die nöthigen Vorräthe waren nicht aufzubringen, wiewohl jetzt ganz Mähren besetzt und für die Leistungen in Anspruch genommen war. Allein es blieb immer die Frage, ob nicht grade im ersten Augenblicke hätte geschehen können, was späterhin unmöglich wurde, eben weil nun mehr Truppen im Lande und alle Theile desselben unmittelbar angestrengt waren. Die Preußen hielten anfangs Ordnung, allein die Bundesgenossen wollten sich zu solcher nicht fügen, und Friedrich sah sich bald genöthigt, jede Truppe für ihren Bedarf nach eigner Weise sorgen zu lassen. Nach Ungarn und Oesterreich wurden zwar Streifschaaren entsandt, welche neben Kriegsgeldern auch Lebensmittel einbrachten, doch die Füllung der Magazine konnte damit nicht bestritten werden, und endlich mußte man dies Bemühen ganz aufgeben.

Inzwischen wurde der König sowohl durch die Kriegsumstände, als hauptsächlich auch durch politische Rücksichten bewogen, mit seiner Hauptmacht Mähren zu verlassen, und in Böhmen einzurücken. Unter dem Fürsten Dietrich von Anhalt-Dessau sollten 19 Bataillons und 25 Schwa-

dronen bei Olmütz in einem vortheilhaften Lager stehen bleiben, und der König meinte, sie würden sich haben behaupten können, wenn Schwerin seine Schuldigkeit in Einrichtung der Magazine gethan hätte. Daß diese Truppen weichen mußten, fiel also auf's neue Schwerin zur Last. Welche Gereiztheit der König in dieser Zeit fühlte, sehen wir aus einem vertraulichen Briefe, den er an Jordan schrieb, und worin es heißt: „Monsieur ***, mauvaise copie de quelque chétif original anglais, vient de prendre le parti décisif, de nous quitter. Vous pouvez vous imaginer jusqu'à quel point je regrette sa perte.

Cet imitateur sans génie
De l'extérieur des Anglais,
En a copié la folie,
Mais il manqua leurs meilleurs traits.
Sans le vrai tout est ridicule;
Mars n'a jamais l'air d'Alcidon,
Sans la force on n'est point Hercule,
Ni sans la sagesse un Caton.

Pardonnez à ce trait qui m'est échappé contre un homme, que vous honorez de votre estime; mais je crois que cette estime est du nombre de celles,

Que tous les jours de nouvel an
L'on se débite en compliment,
Qu'on se jure et qu'on se proteste,
Quand sous la barbe doucement
L'on voudrait plus sérieusement
Que l'autre crevât de la peste.

Der Brief ist datirt: „A Chrudim, ce 29 d'avril 1742. Jour satirique, d'un soleil clair, et le premier du bourgeonnement de quelques arbustes." Man nimmt an, mit der Bezeichnung * * * sei ganz entschieden Schwerin gemeint, als von dem schon in früher Zeit spöttisch gesagt worden, er ahme den Herzog von Marlborough nach. Wir sagen nur, daß in solchem Falle die Ausdrücke des Königs ganz erstaunlich sind, auch wenn die Verseluft eines hellsonnigen Frühlingstages in Anschlag gebracht wird. Für maßgebend aber dürfen wir solche Ausdrücke nicht erkennen, sie sind der Schaum des Verhältnisses, nicht das Verhältniß selber, welches gehaltvoll und kräftig unter jener Laune sich nur verbirgt, und in ernsten Worten und Thaten des Königs längst seine wahre Würdigung offenbart hat.

Schwerin hatte unterdessen vergeblich in Neiße auf die sächsischen Bevollmächtigten gewartet. Das

ganze Geschäft fiel durch die Ereignisse in Mähren ohnehin weg, und Schwerin fand sich in völliger Unthätigkeit. Er schrieb daher an den König um neue Anstellung im Felddienste. Die Antwort war, er möchte sich noch etwas gedulden; und nach einiger Zeit, als der König mit seinen Truppen Mähren verließ, und in Böhmen einrückte, sandte er ihm den Befehl, mit den in Niederschlesien und bei Glatz befindlichen Bataillons zum Heere zu stoßen. Dieser Truppen waren zu wenige, als daß, nach Schwerin's Meinung, schicklich ein Feldmarschall sie hätte befehligen können, und er überließ daher dem General von Derschau die Befehlführung, reiste selber erst nach dem 12. Mai von Neiße ab, und folgte jenen Truppen nach, deren Marsch aber sich so sehr verzögerte, daß sie das Unglück hatten, erst am 18. Mai, grade den Tag nach der Schlacht von Chotusitz, einzutreffen! Dies Mißgeschick mußte gegenüber dem Siegesglanze des Königs den Feldmarschall vollends verdunkeln, er fühlte sich gedrungen zurückzutreten, verließ nun wirklich das Heer, und begab sich nach Karlsbad. Ungeachtet aller Mißhelligkeiten dauerte doch zwischen ihm und dem König auch jetzt noch ein guter Anschein fort. Schwerin schrieb aus dem Bade dem Könige man-

cherlei Neuigkeiten, und hatte auch in Betreff seines Regiments Anfragen und Wünsche, worauf der König dankend und freundlich antwortete. Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt an der Oder, wo er sich von dem guten Zustande seines Regiments überzeugte, ging Schwerin sodann auf seine Güter, wo er mit aller Sorgsamkeit sich wieder der Landwirthschaft annahm, und nützliche Anlagen und Verbesserungen betrieb. Dies konnte er mit desto freierem Herzen, als der Krieg rasch endete, und die Waffen bald nicht für ihn allein mehr, sondern für Alle ruhten.

Der Friedensvertrag von Breslau, geschlossen am 11. Juni 1742 und bestätigt in Berlin durch einen weitern Vertrag vom 28. Juli, sprach dem Könige das eroberte Schlesien als bleibende Erwerbung zu, und gewiß durfte Schwerin das stolze Bewußtsein hegen, daß er zu diesem großen und folgenreichen Gewinne bedeutend mitgewirkt. Doch dies Bewußtsein fühlte er sich gedrungen auch auszusprechen, und that dies bezeichnend genug, indem er einem neuen Vorwerke, welches er bei seinem Gute Ducherow angelegt, den Namen Mollwitz gab. Wir finden nicht, daß der König den allerdings nicht gleichgültigen Sinn, den diese Namenswahl

verräth, durch irgend eine Aeußerung des Mißfallens oder Spottes gerügt habe.

Der Rest des Jahres 1742 und das folgende Jahr 1743 vergingen, ohne daß Schwerin von seinen ländlichen Beschäftigungen wäre abgerufen worden, doch machte er im Mai 1743 eine Reise in's Bad von Aachen. In Hannover sah er den König von England, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Friedrich, dem er hievon Bericht gab, antwortete ihm am 6. Juni: „J'ai bien reçu votre lettre du 31 Mai, par laquelle vous me faites part de la manière dont vous avez été traité à Hanovre. Ce récit m'a diverti et je vous en tiendrai compte. Mais n'oubliez pas de me faire un plus grand détail de l'entretien que le roi a bien voulu vous accorder." Prinz Heinrich sandte ihm nach Aachen einen erbetenen Plan der Schlacht von Chotusitz mit den verbindlichsten Worten. Im Juli kehrte Schwerin von Aachen zurück, und begab sich nach Berlin, wo er dem Könige seine Ankunft meldete, zugleich aber seine Ungeduld ausdrückte, nach seinem Regiment in Frankfurt zu sehen. Friedrich antwortete ihm gnädig und sagte: Je vous y verrai à la tête de votre régiment dont j'espère de

pouvoir être satisfait. Cependant vous m'accompagnerez en Silésie et à mon retour." Zu besondern Aufträgen und Einwirkungen scheint jedoch kein Anlaß gewesen zu sein. Doch als die Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich im Herbste 1743 sich wieder spannten, wurde auch sein Name sogleich wieder genannt, und das Gerücht gab ihm für den vermutheten Feldzug im voraus eine neue Wirksamkeit. Dies ging so weit, daß in Regensburg und Augsburg ein angebliches preußisches Kriegsmanifest feilgeboten wurde, welches Schwerin als Oberfeldherr zur Eröffnung des neuen Feldzugs gegen Oesterreich erlassen haben sollte. Der Mißbrauch seines Namens mußte ihm desto verdrießlicher sein, als die Ausdrücke keineswegs geziemend waren, und ihm gereichte deßhalb zur Genugthuung, daß von Berlin unter dem 14. December 1743 ein öffentlicher Widerspruch erging, durch welchen der König jenes Manifest für eine untergeschobene, frevelhafte Lügenschrift erklären ließ.

Inzwischen ergab sich ein Anlaß, daß Schwerin sich dem Könige wieder nahen mußte, und dieser begegnete seinerseits dem verdienten Feldherrn mit ehrenvoller Güte. Am 17. Januar 1744

nämlich durfte Schwerin als Feldmarschall, der das Reichsschwert zu halten hatte, bei der feierlichen Handlung nicht fehlen, durch welche der König in Berlin die Herzoge von Würtemberg - Oels und Bernstadt mit ihren schlesischen Fürstenthümern belieh. Daß Schwerin aber auch in militairischen Sachen thätig und mit dem Könige stets in gutem Verkehr blieb, ersehen wir aus zwei Kabinetsordern vom Mai dieses Jahres, welche Preuß in seinem Urkundenbuche mittheilt. In der einen belobt Friedrich die ihm von Schwerin mitgetheilten taktischen Bemerkungen; er findet sie sehr solid und gut, fügt aber hinzu: „Inzwischen solltet Ihr Euer Regiment die Mouvements nur so machen lassen, so wie ich solche denen Offiziers, so von Eurem Regiment hier gewesen, gewiesen und gelernet habe.“ Die Vorschläge, meint er, möchten gut sein, wenn es gelte, den Feind in Verschanzungen oder in Dörfern anzugreifen, aber im freien Felde Fußvolk gegen Fußvolk dürfte es mißlicher sein, weil die Linie zu groß werde, als daß man sie überall halten könne; zuletzt empfiehlt er noch, sehr darauf zu sehen, daß, wenn sein Regiment auf einem Platze, wo keine Linien abgezeichnet sind, aufmarchire, alsdann der linke Flügel jedesmal eher

etwas zurück, als vor sei. Ist hier die auch das Kleinste berücksichtigende Sorgsamkeit des Königs merkwürdig, so zeigt sich in der zweiten Kabinetsorder die kluge Milde auffallend, mit der er über das Einzelne und Geschehene hinwegsieht, doch für das Allgemeine und Künftige warnende Mahnung giebt. Friedrich schreibt unter dem 18. Mai 1744 aus Potsdam: „Ihr ersehet aus der abschriftlichen Vorstellung vom Generallieutenant von Zeetz, so ich Euch im Vertrauen kommunizire, was derselbe für Beschwerde führet, daß Eure Offiziers die Deserteurs seines Regiments im schwedischen Territorio engagiren. Nun will ich zwar darüber gar keinen Streit haben, Ihr sollet auch die benannten fünf Kerls behalten. Aber weil es ihm doch zum Nachtheil gereichet, wenn Eure Offiziers im Schwedischen gleichsam auf dergleichen Deserteurs lauern, die froh sind, neues Handgeld neben der Impunité ihres Verbrechens zu erhalten, welches nothwendig zu mehreren Desertionen Anlaß und Gelegenheit geben muß: so glaube ich, Ihr werdet so billig sein, Halt darin zu machen und Eure Offiziers dergestalt zu instruiren, daß sie besagtem Regiment keinen so palpablen Tort thun sollen." Wir sehen hier ein freundliches Vernehmen

bis zur Begünstigung ausgedrückt. Dieser gute Anschein erhielt sich auch fernerhin. So nahm auch an den Vermählungsfeierlichkeiten der Schwester des Königs, Louise Ulrike, mit dem erwählten schwedischen Thronfolger Herzoge von Holstein, im Sommer des genannten Jahres, Schwerin seinem Range wie seiner Gesinnung gemäß eifrig Theil, und bewirthete die Prinzessin auf ihrer Durchreise nach Schweden am 29. Juli in Schwerinsburg, von wo er sie dann bis zum letzten Gränzorte begleitete.

Die politischen Aussichten aber hatten sich längst getrübt, und Friedrich mußte, den Besitz von Schlesien zu sichern, abermals zu den Waffen greifen. Zu den frühern Berathungen und geheimen Anstalten, welche dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges vorhergingen, wurde auch wieder Schwerin von dem Könige berufen, und ihm die Befehlführung eines der drei Heerzüge bestimmt, welche von verschiedenen Seiten zugleich in Böhmen einbrechen sollten. Der Feldzug begann erst in der Mitte des August 1744, und Schwerin führte seinen Heertheil gradezu gegen Prag, wohin auch die andern Heertheile, der von dem Könige selbst befehligte aus Sachsen, und der dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-

Dessau übertragene aus der Lausitz, ihre Richtung nahmen. Sie trafen sämmtlich im Anfange des Septembers, ohne großen Kampf, vor den Thoren dieser Hauptstadt ein; der König auf dem linken Ufer der Moldau, vor der sogenannten Kleinseite, Schwerin und der Erbprinz Leopold auf dem rechten Ufer, vor der Altstadt. Die Belagerung wurde in der Nacht zum 11. September durch ein heftiges Geschützfeuer eröffnet; Schwerin aber hatte den Ziskaberg vor sich, und ein darauf gelegenes Fort deckte auf dieser Seite die Stadt. Es wird erzählt, des Königs Bruder Prinz Heinrich, damals noch sehr jung, sei während der Nacht zu Schwerin gekommen, um den Angriff mit anzusehen, und habe den Feldmarschall gefragt, ob er wisse, wie die Kapelle jenseits der Moldau heiße, wo des Königs Hauptquartier sei? Sie heiße Sankt Viktoria, habe er dann seinen Hut schwingend hinzugefügt, und Schwerin, erfreut über den frischen Jugendmuth, habe scherzend erwiedert: „Einer so schönen Heiligen müssen wir denn auch was zu Ehren thun." Am nächsten Morgen erstürmte er das Fort und einige dahinter liegende Verschanzungen, unter den Augen des Königs, der auf dem jenseitigen Ufer zusah, und an dessen

Seite der Markgraf Wilhelm von Brandenburg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Nach sechstägiger Beschießung übergab der österreichische General von Harsch, der kein Mittel sah den schon vorbereiteten Sturm abzuwehren, die Stadt auf Bedingungen, die er mit Schwerin abschloß.

Inzwischen hatte der König Nachrichten erhalten, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheer aus dem Elsaß, wohin er vorgedrungen war, in starken Märschen durch die Oberpfalz nach Böhmen heranziehe, daß ferner der Graf von Batthyani 12000 Oesterreicher aus Baiern schon nach Böhmen zurückgeführt habe, und längs der Beraun vordringe. Ein Anschlag, den letztern zu überfallen, mißlang, und der Feind ging nach Pilsen zurück. Jetzt kam alles darauf an, welchen Entschluß der König fassen würde. In der Nähe von Prag die Streitkräfte zusammen zu halten und den Feind zu erwarten, erschien späterhin als der beste Rath, damals aber unthunlich. Der König selbst hätte vorgezogen, sich gegen Pilsen auf Batthyani zu werfen, und dem Prinzen von Lothringen die dortigen Eingänge von Böhmen zu sperren. Derselbe hätte sich dann freilich nach Eger wenden und sich dort mit den

Sachsen vereinigen können. Eben deßhalb rieth Schwerin, sogleich selber nach Eger aufzubrechen, sich des Platzes zu bemächtigen, die feindlichen Magazine wegzunehmen, und die Vereinigung der Oesterreicher mit den Sachsen, welche letztere sich noch nicht erklärt hatten, aber schon als Feinde anzusehen waren, zu verhindern. Der König indeß folgte diesmal politischen Rücksichten, und gab den dringenden Wünschen seiner Verbündeten Gehör, den Baiern und Franzosen, welche für wichtig hielten, daß die Preußen gegen Tabor, Budweis und Neuhaus vorrückten, um den Prinzen von Lothringen nach Süden abzulenken; in jener Richtung also brach der König auf. Schwerin zog mit seinem Truppentheil auf der großen Straße gegen Tabor, der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau mit dem seinigen mehr rechts längs der Moldau hinauf, durch unwegsames Land. Zwischen Tabor und Tein wurde ein Lager bezogen. Allein das von den Einwohnern großentheils verlassene Land bot wenig Lebensmittel, die leichten Truppen des Feindes, welche den preußischen weit überlegen waren, fingen die Zufuhren auf, und zwischen Gewässer, Wälder, Felsen, Moräste und Engwege gedrängt, konnten die Preußen nicht ein-

mal Gelegenheit zum Kampfe finden. Nach sechzehntägiger Ausdauer mußte man sich entschließen, die Stellung zu verlassen. Schwerin meinte, der anfängliche Zweck dürfe noch nicht aufgegeben werden, und das Heer solle nach Neuhaus vorrücken, damit der Feind für das Donauthal besorgt werde; der Erbprinz Leopold aber behauptete, man müsse nach Budweis rücken, wo die preußische Vorhut unter dem General von Nassau sich schon befand. Diesen Streit beseitigte ein Kundschafter, der die Nachricht brachte, der Prinz Karl von Lothringen sei mit ganzer Macht bei Protiwin, nördlich von Budweis; Schwerin war nicht geneigt dies zu glauben, aber der König ging augenblicklich über die Moldau und marschirte nach Wodnian, zwischen Protiwin und Budweis, doch hier ergab sich, daß jene Nachricht falsch gewesen. Hierüber brach der schon immer zwischen Schwerin und dem Erbprinzen Leopold glimmende Zwist in helle Flammen aus, und der König hatte, wie schon öfters, große Mühe durch sein Ansehn den Streit zu beschwichtigen. Diese Zwietracht, deren Schädlichkeit für das Gemeinbeste der König noch abgewendet haben will, wirkte offenbar auf das nachtheiligste, indem der König beide tapfere Männer doch immer wie-

der zugleich anhörte, und die Selbstständigkeit im Rathe, die er von ihnen verlangte, in der Ausführung wieder zu gänzlicher Selbstverläugnung herabdrücken wollte. Der Erbprinz scheint den König mit mehr nachgiebiger Klugheit behandelt zu haben, Schwerin aber, im Gefühl seiner Einsicht, mit herrischem Trotz, wodurch er seinem meist besseren Rathe weniger Eingang bewirkte.

Der Prinz Karl von Lothringen war unterdessen wirklich in die Nähe gekommen, hatte, mit den Sachsen bereits vereinigt, sich hinter der Wotawa zwei Meilen von Pisek aufgestellt, und schien im Rücken der Preußen über die Moldau gehen, und ihnen die Verbindung mit Prag abschneiden zu wollen. Hierauf wandte sich der König am 8. Oktober über die Moldau wieder nach Tabor, rief den nach Neuhaus vorgeschobenen General von Dumoulin dahin zurück, und sandte am 11. Schwerin mit 5000 Mann nach Beneschau voraus, um sich dieses wichtigen Punktes früher als der Feind zu versichern, wohin am 18. er selbst mit allen übrigen Truppen nachfolgte. Die österreichische Hauptmacht war nun ebenfalls herbeigerückt, und bezog am 22. Oktober ein Lager bei Marschowitz. Der König freute sich ihrer Nähe, und beschloß sie

anzugreifen. Die Preußen brachen Mittags am 24. Oktober auf, und nach einem mühsamen wegelosen Marsch erblickten sie Abends das feindliche Lager vor sich. Schmettau fand dasselbe unangreifbar, und machte durch seinen Bericht den König unwillig, der schon eine Schlacht für den folgenden Tag verkündigt hatte. Am frühen Morgen besichtigte der König selbst die Stellung des Feindes, und Schwerin und der Erbprinz Leopold begleiteten ihn. Schwerin, befragt, ob man den Feind in dieser Stellung angreifen könne? antwortete kurz: „Wenn Ew. Majestät es befehlen, so jagen wir ihn fort." Der Erbprinz antwortete ungefähr dasselbe. Der König aber sah die Mißlichkeit des Wagnisses ein, und führte die Truppen wieder in das Lager von Beneschau zurück. Doch fehlte hier schon das Futter für die Pferde, und der König ging daher am 27. Oktober über die Sazawa, und bezog ein Lager bei Pischely. Die Oesterreicher rückten in die Stellung von Beneschau.

Die Hoffnung, den Feind in dieser Gegend zu einer Schlacht zu zwingen, schwand mehr und mehr, und der König mußte befürchten, daß der Prinz Karl von Lothringen ihm in der Richtung gegen die Elbe zuvoreilte. Er beschied daher am 29. Oktober

Mittags sowohl Schwerin als den Erbprinzen Leopold, wie auch die Generale von Dumoulin und von Schmettau zu sich, und richtete zuerst an Schwerin das Wort; derselbe kenne, sagte er, den Zustand des Heers, die Lage der Magazine, was sei zu thun? was könne der Feind wohl unternehmen? Schwerin, alles frühern Verdrusses eingedenk und durch die gegenwärtige Verlegenheit gereizt, gab zur Antwort: „Ich habe wohl geglaubt, daß es so kommen müsse; sobald wir statt nach Eger und Pisek zu gehen, den andern Weg nahmen, konnte es nicht anders ablaufen.“ Der König versetzte scharf: „Ich frage nicht, was [illegible] geglaubt hat, sondern was zu thun sei?“ [illegible] Schwerin wiederholte die vorigen Worte noch[illegible], und nun wandte sich der König von ihm weg zu den andern Generalen; der Erbprinz, um seine Meinung befragt, behauptete, man müsse noch an der Sazawa stehen bleiben, der König stimmte dieser Ansicht bei, und entließ seine Rathgeber, ohne Schwerin weiter etwas zu fragen, noch sich sonst um ihn zu bekümmern; dies dauerte die folgenden Tage fort, und Schwerin sah sich völlig unbeachtet und zurückgesetzt.

Doch mußte der König gleichwohl die Sazawa

bald verlassen, und sich der Elbe nähern. Er rückte am 31. Oktober nach Schwarz-Kostelez, und darauf am 4. November nach Kaurzim, wo Schwerin mit dem rechten Flügel sich bis zum Kloster Zastmuk ausdehnte. Der König wollte Kuttenberg durch einen Gewaltmarsch erreichen, allein der Feind war ihm schon zuvorgekommen, und so blieb den Preußen nur übrig, sich nach Kollin zu wenden, um dort über die Elbe zu gehen, welches am 9. November geschah. Auf dem jenseitigen Ufer dachte der König sich zu behaupten, und seine Truppen ausruhen zu lassen. Allein am 19. November bewirkten auch die Oesterreicher bei Solonitz ihren Uebergang über die Elbe, ungeachtet des Widerstandes, den der Oberstlieutenant von Wedell ihnen leistete, der sich mit seinem Grenadierbataillon ihrer gesammten Macht entgegenwarf und sie fünf Stunden aufhielt, bis er selbst erschossen wurde. Nun mußte der König, da auch der Winter schon stark einbrach, das Feld räumen, und seine Truppen entweder nach Schlesien zurückführen, oder sich mit ihnen nach Prag werfen, welches von den Preußen noch besetzt war. Zum letztern Entschlusse rieth der Erbprinz Leopold, doch der König wählte den erstern. Dem General

von Einsiedel, der in Prag befehligte, wurde die Weisung zugefertigt, die Festungswerke zu sprengen, und mit den Truppen abzuziehen. Er traf seine Anstalten aber so schlecht, daß sein am 25. November bewerkstelligter Abzug einer Niederlage gleichkam, und er nur mit großem Verluste durch die Lausitz nach Schlesien gelangte.

Der König wollte das Heer, während er selbst nach Berlin ginge, sichern Händen anvertrauen, doch der Erbprinz Leopold war plötzlich gefahrvoll erkrankt, und auf Schwerin konnte er jetzt nicht rechnen, da dieser bereits unter Angabe von erlittenen Schlaganfällen im entschiedensten Mißmuthe wieder einen Urlaub genommen hatte; so berief er denn den alten Fürsten von Anhalt-Dessau zu sich, mit dem er am 4. December in Tannhausen zusammentraf, und ihm den Oberbefehl übergab. Hierdurch war Schwerin's Entfernung um so stärker ausgesprochen. Der alte Widerspruch zwischen dem Fürsten von Anhalt-Dessau und Schwerin trat noch bei einem letzten Anlaß heftig auf; Schwerin nämlich suchte den General von Einsiedel wegen seines Unglücks zu entschuldigen, und trug auf eine milde Behandlung an, der Fürst hingegen erklärte, derselbe, wiewohl ehemals sein Günstling,

sei des preußischen Namens unwürdig, verdiene Strafe und Verachtung, und solle ihm nicht vor Augen kommen. Einsiedel wurde vom Könige höchst ungnädig aus dem Dienst entlassen, und sogar ging später das Gerücht, er sei vor ein Kriegsgericht gestellt und insgeheim enthauptet worden. Schwerin wurde durch den Vorzug, der in allen Dingen seinem Gegner zu Theil wurde, noch tiefer gekränkt, und zog sich für lange Zeit auf seine Güter zurück. So lange der alte Fürst von Anhalt-Dessau noch lebte, kam Schwerin nicht wieder zum Heere.

Die schlagsüchtigen Zufälle, welche Schwerin als Grund seines Urlaubgesuches angeführt, sind in der Folge bisweilen wohl bezweifelt worden. In der That scheinen sie nicht von der Art gewesen zu sein, um ihn des Kriegsdienstes ganz unfähig zu machen. Dem widerspricht auch ein Vorfall, der ihn unmittelbar nach seinem Abgange vom Heere traf. Die Wege waren durch feindliche Partheien unsicher, und als Schwerin sein erstes Nachtlager genommen, erscholl plötzlich das Gerücht, der Feind sei da. Sogleich war Schwerin entschlossen und rüstig, verrammelte die Thüren des Wirthshauses und sogar die seines Zimmers, und

ordnete seine Dienerschaft zur Vertheidigung. Da kein Feind erschien, so wurde über die Anstalten nur gescherzt, und man sagte, er habe dergleichen von Karl dem Zwölften in der Türkei gelernt. Doch ist der Zug hinlänglich, um darzuthun, daß nicht körperliche Hinfälligkeit allein ihn vom Heer entfernte. Ihr Zusammentreffen mit innerer Verstimmung rechtfertigt aber auch nicht den Argwohn, daß sie nur dieser letztern zum Vorwande gedient. Allerdings durfte Schwerin dem Könige nicht geradezu sagen, er wolle aus Unzufriedenheit weggehen, und er mußte deßhalb andre Beweggründe geltend machen, welche, wenn sie auch nicht die alleinigen waren, darum noch keine erdichteten zu sein brauchten. Die Verbindung zweier Triebfedern konnte sehr wohl bewirken, was jede derselben allein nicht vermocht hätte. Vielleicht aber würde er solche Zufälle ohne das Hinzukommen jener Verstimmung weniger beachtet, sondern es darauf gewagt haben, ob und wie sie ihn ferner träfen. Auf diese Weise erklärt sich sein Benehmen hinlänglich, ohne daß wir nöthig haben, eine doch immer widrige Verstellung dabei vorauszusetzen. Letztere würde auch bald ihre eigne Strafe geworden sein, denn der Kriegseifer des ruhmvollen

Befehlshabers mußte bei den Thaten, die nun ohne ihn geschahen, sich in ganzer Stärke regen. Der folgende Feldzug brachte, im Laufe des Jahres 1745, am 4. Juni den Sieg von Hohenfriedberg und am 30. September den von Sorr, dann am 23. November den Sieg von Katholisch-Hennersdorf und am 15. December den von Kesselsdorf, durch welche der Kriegsruhm des Königs, so wie des alten Fürsten von Anhalt-Dessau, im höchsten Glanze strahlten. Am 25. December wurde durch den Dresdner Frieden der zweite schlesische Krieg zu Preußens Vortheil und Ruhm beendigt.

Schwerin lebte mittlerweile auf seinen Gütern, wo sein Gemüth neue Lebensfrische fand, und seine Gesundheit sich bald wieder herstellte. Auf die Spannungen und Thätigkeiten des Krieges scheint in der That keine Abwechslung trauriger und unerträglicher, als die des städtischen Müßigganges, keine angemessener und tröstlicher, als die der ländlichen Beschäftigung. Landwirthschaftliche Arbeit oder Verwaltung ist die natürliche Zuflucht des Kriegers. Wir haben in alter und neuer Zeit die glänzendsten Beispiele von Feldherren, deren Hand so glücklich den Pflug wie den Degen führte; harmloser und sicherer gewiß, als im Frieden die

Staatsgeschäfte zu leiten, wobei mancher kriegerische Ruhm wieder eingeschwunden. Schwerin, wie später Blücher, empfand in freier Ländlichkeit den Schmerz minder hart, seinem glänzenderen Beruf entrückt zu sein, doch ganz zu verwinden war dies Mißgeschick in keinem Fall.

Durch Zahl und Ausdehnung seiner Güter wurde Schwerin's Verwaltungsaufsicht sehr in Anspruch genommen. Wohl vier Meilen in die Runde konnte er auf eigenem Grund und Boden sich ergehen. Jeden Tag frühmorgens machte er sich auf, und besichtigte seine Besitzungen und die verschiedenen Anlagen und Bauten, welche er überall hervorrief. Gewöhnlich ritt er in solcher Art zwei Pferde täglich müde. Seine Beeiferung und Sorgfalt hatten das sichtbarste Gedeihen zur Folge, die Güter nahmen sich bedeutend auf, ihr Wirthschaftsertrag wuchs ungemein, und selbst ihr äußeres Ansehn machte sich vortheilhaft bemerkbar. In der Arbeit seiner Dienstleute und seines Gesindes herrschten Fleiß und Ordnung, und seine Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Er legte neue Vorwerke an, und strebte dahin, daß kein Stück Landes ungenutzt bliebe, sein Scharfblick entdeckte in der Art der Benutzung leicht neue Vortheile, und

seine Aecker, Wiesen, Waldungen und Teiche bezeugten den kundigen Landwirth, wie seine Dörfer den wohlgesinnten Hausvater. Er befragte die Bauern nach ihren Umständen, kümmerte sich um ihre Lebensweise, und wo die Verhältnisse mangelhaft erschienen, half er aus eignen Mitteln nach. Er sorgte für den Aufbau neuer Kirchen, welche für jene Zeit und Gegend sehr ansehnlich ausfielen, baute den Predigern gute Wohnhäuser, zwar nur von Einem Stockwerk, aber von festem Gemäuer und von bequemer Einrichtung. Die Schulen suchte er gleicherweise durch äußere Nachhülfe und innere Belebung zu verbessern. Alle gemeinnützigen Anstalten unterstützte er kräftigst. Längs der Landstraßen durchweg Bäume zu pflanzen wollte nicht gelingen; dagegen ließ er die auf den Aeckern zahlreich vorfindlichen Feldsteine zusammenbringen, die größten Blöcke sprengen, und von diesen Steinen zu beiden Seiten der Wege Mauerwände aufrichten, wodurch die Felder geschützt und die Straßen gehörig abgegränzt wurden. Fremde konnten bald gewahr werden, daß sie den Boden einer sorgsamen Herrschaft betraten; die Bewohner selbst fühlten sich gehoben, die Nachbaren mußten ein vorzügliches Gedeihen anerkennen.

Allein die umwohnenden Gutsherren wollten gleichwohl die Nachbarschaft nicht rühmen; sie meinten, auf ihre Kosten zum Theil mehre sich der Wohlstand des Schwerin'schen Besitzthums. Von alter Zeit her waren manche Gränzen nicht gehörig bestimmt, beträchtliche Grundstücke zweifelhaft, andre mehreren Besitzern gemeinsam; durch drängende Kriegsunruhen und säumige Rechtspflege waren viele Verhältnisse verwirrt und verdunkelt. Schwerin ging mit Eifer darauf aus, überall sein Recht und seinen Vortheil wahrzunehmen, seinen Besitz rein und frei zu stellen, und ihn zugleich auch möglichst auszurunden. Er forderte zurück, löste ab, tauschte, machte neue Ankäufe, und gerieth hiedurch in vielfache Streitverwicklungen, wegen deren die Gerichte angegangen wurden. Da er seine Rechtsstreite sehr eifrig betrieb, und nie geneigt war, von seinen Ansprüchen abzugehen, sondern jeden Vortheil auf's äußerste verfolgte, so wurde er auf allen Seiten von den Edelleuten als ein schlimmer Nachbar empfunden, wobei sein hoher Rang und persönliches Gewicht das Verhältniß nur drückender machen mußte. Ihn selbst aber störten diese [illegible]chtshändel in seiner Gemüthsruhe nicht; er besorgte sie gleich andern Geschäften, unverdrossen

und unerbittert, und größtentheils auch mit Erfolg. Nur in einem Hauptprozesse, wegen des Gutes Spantikow, vermochte er nicht durchzudringen; die nähere Bewandtniß dieser Sache haben wir schon früher angegeben.

Auf dem Schlosse Schwerinsburg herrschte anständige Pracht, vornehme und reiche, doch dabei behagliche Lebensart, und große Gastfreiheit. Besuche waren jederzeit willkommen, und fanden eine ausgewählte kostbare Tafel, wie eine freundliche, heitere Unterhaltung. Schwerin liebte bei der Mahlzeit munteres Gespräch, und nannte es die Würze des menschlichen Lebens; er selbst gab das beste Beispiel anmuthiger Mittheilung, und erzählte gern von den Merkwürdigkeiten, die ihm während seines langen und erfahrungsreichen Lebens aufgestoßen; die Eindrücke aus seiner Jugend in Holland, die Erinnerung an die Helden Eugen und Marlborough, und die Geschichte von seinem Aufenthalte in der Türkei und von Karl dem Zwölften, gaben vorzugsweise den für die Zuhörer stets erwünschten Stoff. Auch Gespräche über Religion und Erörterungen ihrer Lehren fanden häufig Statt, sowohl mit weltlichen Personen, als mit vernünftigen Geistlichen, welche Schwerin gern um sich

hatte. Er hegte mancherlei Zweifel, war aber im Wesentlichen gläubig; gern schloß er mit der Mahnung: „Laßt uns, Kinder, Gott lieben, und unsern Nächsten wie uns selbst! denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Frömmelei und geistliche Hoffahrt ließ er so wenig aufkommen, als Unglauben und Spötterei; doch bewies er im Allgemeinen gegen Andersdenkende die größte Duldung. Mit seiner Gattin hatte er, wenn auch nicht ein innig liebevolles, doch ein äußerst freundliches und wohlmeinendes Vernehmen; die Ehrerbietung, welche sie ihm einflößte, wurde durch seine stets aufmerksame und schonende Behandlung nur erhöht. Was Geschäfte und Geselligkeit an Zeit noch übrig ließen, wurde zum Theil mit Lesen ausgefüllt, zum Theil mit Schachziehen, dem einzigen Spiele, dem sich in seinen späteren Jahren Schwerin noch mit einiger Leidenschaft ergab.

Im Jahre 1745 am 25. Mai verlor Schwerin seine Mutter, Anna Lukrezia geborne von Ramin. Er hatte das seltene Glück gehabt, sie das hohe Alter von zwei und neunzig Jahren erleben zu sehen, ein Alter, welches durch vielfache Freuden gesegnet war, am schönsten durch die liebevolle Zärtlichkeit eines solchen Sohnes. Die wegen

ihrer grossen Tugend und Rechtschaffenheit belobte Frau hatte vierzehn Kinder geboren, und sah in ihren letzten Lebensjahren bisweilen sechsundvierzig Personen ihrer Nachkommenschaft um sich versammelt. Schwerin bewies ihr die kindlichste Ehrerbietung, und feierte ihren Geburtstag jedesmal mit glänzenden Festlichkeiten. Der Hauptmann von Stamfort sagt hierüber in seiner Karakterschilderung Schwerin's: „Es war ein rührendes Schauspiel, bei solchen Gelegenheiten zu sehn, wie der alte Feldmarschall, nach den ersten Glückwünschungen, mit dieser zahlreichen Familie zu den Füßen seiner theuren Mutter hinkniete, und sie um ihren Segen bat; mit welchem Vergnügen sie sich dann sämmtlich zu Tische setzten, und wie er nach aufgehobener Tafel, mit dieser von der ganzen Versammlung innigst geliebten Frau, einen Ball eröffnete, der bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, weil sie durch ihre ausnehmende Gefälligkeit und herzliche Theilnahme jeden zur Freude ermunterte, und selber um so vergnügter war, je aufgeweckter sie die Gesellschaft um sich her erblickte."

So vergingen ein paar Jahre, ohne daß Schwerin sich von seinen Gütern entfernen [illegible]chte. Er besuchte weder sein Regiment, von de[illegible] An-

gelegenheiten er als Inhaber nur schriftlich Kenntniß erhielt, noch den König, zu welchem kein unmittelbarer Dienstberuf ihn forderte, und der seinerseits ihn vergessen zu haben schien. Doch war dies keinesweges der Fall; der König bemerkte mit Unzufriedenheit, wie der alte Feldmarschall sich von ihm entfernt hielt, und aus der Mißlaune eines Augenblicks unnöthig eine dauernde Entzweiung fortspann. In seinem hohen Sinne fiel es dem Könige nicht zu schwer, den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun. Er nahm dazu die erste Gelegenheit wahr, und als er zufällig den Bruder des Feldmarschalls, den Landjägermeister Grafen von Schwerin, auf der Redoute traf, richtete er die Frage an ihn: „Was macht Sein Bruder, Schwerin?" — Dieser antwortete: Er befindet sich ganz wohl auf seinen Gütern, und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben. — „Grüße Er ihn doch, fuhr der König fort, es ist ein braver, verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin." Wie sehr auch Schwerin durch diese Erinnerung geschmeichelt sein mußte, so fühlte er sich durch sie doch nicht bewogen, aus seiner Abgeschiedenheit hervorzutreten, sondern blieb ferner ruhig in

Schwerinsburg. Erst als im Frühjahr 1747 der König selber an ihn schrieb, und ihn freundlich fragte, ob er denn nicht einmal wieder nach Berlin kommen wolle, betrachtete er dies als einen Befehl, dem er gehorchen müsse. Als er in Berlin ankam, fand er daselbst in den persönlichen Verhältnissen manches verändert; der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, sein Nebenbuhler und Widersacher, war am 9. April zu Dessau plötzlich gestorben, nachdem schon einige Zeit vorher sein Einfluß merklich abgenommen hatte, und dieses Gegners ledig, konnte Schwerin nur um so günstigere Erwartungen hegen. Doch war die erste Zusammenkunft mit dem Könige, dem nicht leicht jemand ohne ahndungsvolle Scheu nahte, für beide Theile noch als Prüfung zu bestehen. Wir wissen den eigentlichen Inhalt dieser Zusammenkunft nicht, deren innerer Verlauf keine Zeugen hatte; doch einige Umstände, welche in den Bereich äußerer Wahrnehmungen fielen, sind getreulich überliefert worden, und da selbst das Geringfügige, wenn es, wie hier, in verbürgter Aechtheit erscheint, einiges von der ursprünglichen Farbe des Augenblicks wiedergiebt, so dürfen wir dem einmal Ueberlieferten auch hier seinen Platz wohl gönnen. D[illegible]as

dem Munde des Kammerhusaren Deybert aufgefaßte Erzählung, welche auch der Ordensrath König so von ihm gehört zu haben bezeugt, lautet in der Unger'schen Anekdotensammlung wie folgt: „Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Deybert: „Guten Morgen, mein Sohn! Ist der König in seinem Zimmer und ist er schon angekleidet?“ — Ja, Ew. Excellenz. — „Ist er gut disponirt? Habt Ihr nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?“ — Nein, Ew. Excellenz. Ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen. — „Nun, sage Er ihm noch nicht, daß ich hier bin.“ — Deybert trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder in's Vorzimmer. — „Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs?“ — O ja, Ew. Excellenz. — „So sag Er ihm, daß ich hier bin.“ Deybert ging zum Könige, und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, ging auf und nieder, und phantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an, und sagte zu Deybert: „Laßt den Feldmarschall herein kommen.“ Deybert öffnete die Thür, und winkte Schwerin mit der Hand, näher

zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?“ — und gab darauf einen Wink, daß er allein sein wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen Schwerin und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter, und zuletzt leise. Die Thür öffnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer heitern, zufriednen Miene, und der Monarch sagte zu ihm: „Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir.“ Das gute Einverständniß war nunmehr völlig hergestellt.

Doch behielt Schwerin seinen gewöhnlichen Aufenthalt noch in Schwerinsburg, wo seine Gegenwart um vieler angefangenen Dinge willen höchst nöthig war, und kam nur bei besondern Anlässen nach Berlin und Frankfurt, wo sein Regiment nun wieder seiner persönlichen Obhut und Fürsorge genoß. Am 9. Januar 1748, bei der feierlichen Belehnung des Fürsten Lobkowitz mit dessen schlesischem Fürstenthum Sagan, hatte er als Feldmarschall wieder zur Rechten des Königs das

Reichsschwert zu halten, und den Knopf desselben dem Lehnsträger zum Kusse darzureichen; vier Tage später fand dieselbe Feierlichkeit für den Fürstbischof von Breslau wegen des Fürstenthums Neiße und Grottkau Statt. Glänzender und erfreulicher für ihn war das Ereigniß, daß er am 26. Mai desselben Jahres wieder selbst sein Regiment zur großen Musterung in Berlin einführte, und bei den Kriegsübungen in alter Kraft und Lebhaftigkeit thätig sein konnte. Als im folgenden Jahre 1749 am 30. Januar der Fürst von Auersberg mit dem Fürstenthum Münsterberg und dem Weichbilde Frankenstein belehnt wurde, wohnte Schwerin auch dieser Feierlichkeit in herkömmlicher Weise bei.

Friedrich, wiewohl nun schon mehrjährig im Besitze von Schlesien, verhehlte sich nicht, daß er diese theuer erkämpfte Erwerbung sorgsam bewachen müsse, indem nicht nur Oesterreich, sondern auch andre Mächte, deren Eifersucht rege geworden, nur zu deutlich erkennen ließen, daß ihre Feindschaft nur auf die günstige Gelegenheit warte, um auf's neue gegen ihn auszubrechen; ihre Betreibungen und Anschläge zu diesem Zwecke ruhten keinen Augenblick. Der König verfolgte mit scharfem

Auge die mannigfachen Bewegungen der europäischen Staatsverhältnisse, und je sicherer sein Blick sie durchschaute, um so gefahrvoller mußte ihm seine Stellung erscheinen, welche auf allen Seiten durch übermächtige Feinde bedroht wurde. Im Jahre 1750 wurde besonders das Verhältniß mit dem russischen Hofe zweideutig, wo der österreichische Einfluß schon längere Zeit sich mit Erfolg bemühte, dem Könige unversöhnliche Feindschaft zu erregen. Friedrich fühlte wohl, daß alle Klugheit und Geschicklichkeit, mit welchen er auf die politischen Verhandlungen einwirkte und den Ränken zu begegnen strebte, zuletzt der angestrengten und unablässigen Arbeit so vieler Werkzeuge doch würde weichen müssen, und sein Heil abermals in den Waffen liegen werde. Das Kriegswesen war ihm daher unablässig ein Gegenstand erhöhter Fürsorge, und bei dieser Gedankenrichtung mußte auch der Werth eines Mannes wie Schwerin täglich heller leuchten. Der König zog seinen alten Waffengefährten und Lehrmeister wieder in sein engeres Vertrauen, und der gewohnte Umgang, in welchem Schwerin, da noch kein wirkliches Handeln zum Widerspruch reizte, sich in seiner ganzen Liebens-

würdigkeit zeigen konnte, schloß beide nur inniger zusammen.

Eine Gelegenheit, durch gerechte Ersatzgewährung mittelbar auch die innersten Gefühle Schwerin's wohlthuend anzuregen, fand sich in der Sache der verwittweten Staatsministerin von Knyphausen, deren vor funfzehn Jahren erlittene willkürliche Behandlung dem Könige jetzt wieder in Erinnerung kam. Er übersandte derselben im August 1750 ein Geschenk von 12,000 Thalern in Gold, „aus besonderer Gnade" wie gesagt wurde, und begleitete dasselbe mit einem sehr gnädigen Handschreiben. Den Vorgang, auf welchen diese Erstattung sich bezog, haben wir früher mitgetheilt, so wie den Zusammenhang, in welchem Schwerin zu dieser Sache stand. Die Weise jedoch, wie der König sich dabei benahm, war so zart und rücksichtsvoll, daß weder das Gefühl der Dame noch das Andenken seines Vaters dabei verletzt wurden. Ein Brief von Voltaire, aus Berlin vom 1. September 1750 an den Grafen d'Argental geschrieben, giebt hiervon den anerkenndsten Bericht, und findet hier billig seine Stelle. Voltaire schreibt: „Le roi de Prusse fait de très-belles actions sans en avertir son monde. Il vient d'envoyer cinquante

mille francs, dans une petite cassette fort jolie, à une vieille dame de la cour que son père avait condamnée à l'amende autrefois d'une manière tout-à-fait turque. On repara, il y a quelque temps, de cette ancienne injustice despotique du feu roi. Il ne voulut ni flétrir la mémoire de son père, ni laisser subsister le tort. Il choisit exprès une terre de cette dame pour y donner ce beau spectacle d'un combat de dix mille hommes, — il prétendit que, pendant la pièce, on avait coupé une haie dans la terre de la dame en question. On ne lui avait pas abattu une branche." Schwerin mußte wohl dankbar empfinden, daß auch Rücksicht für ihn bei dieser Erstattung günstig mitgewirkt habe.

Wir finden aus den nächstfolgenden Jahren in Betreff Schwerin's nichts Erhebliches angemerkt. Zwei Kabinetsschreiben des Königs, vom 9. und 13. August 1753, zeigen nur, daß derselbe über Dienstsachen wieder mit Schwerin regelmäßig verkehrte, und dieser seinem Regimente thätig vorstand. Die Genauigkeit, mit welcher ein König und ein Feldmarschall hier die geringsten Einzelheiten ausführlich verhandeln, ist für das damalige Kriegswesen bezeichnend, und man er-

kennt wohl jetzt nicht genug an, welch ein wesentlicher Bestandtheil der Vortrefflichkeit desselben, ja wir dürfen wohl sagen der Größe des Königs, in dem Grundsatze lag, auch das Kleinste, sofern es sich als Gegenstand darbot, mit eben der Achtsamkeit zu behandeln, welche dem Wichtigsten gebührte.

Schwerin wurde in seinem siebzigsten Jahre Wittwer. Seine Gattin, Ulrike Eleonore von Krassow, starb am 2. Juli 1754, nachdem sie sechsundvierzig Jahre mit ihm in vergnügter Ehe gelebt. Er war ihr herzlich zugethan, und bezeigte ihr unwandelbare Hochachtung und Zärtlichkeit, so daß die Abwege und Untreuen, zu welchen gleichwohl sein empfänglicher Sinn verlockt wurde, weder die Eifersucht seiner Gemahlin weckten, noch überhaupt ihre Zufriedenheit störten. Dem großen Hauswesen, welches fast ein Hofstaat zu nennen war, so wie der Verwaltung der weitläufigen Güter, und der eigentlichen Bewirthschaftung derselben, hatte sie mit Einsicht und Fleiß vieljährig in so guter Weise vorgestanden, daß ihr Tod auch in diesem Betreff ein unersetzlicher Verlust war. Auch ihre persönliche Fürsorge hatte Schwerin stets dankbar empfunden; und er selbst, wie alle Haus-

genossen und die sämmtlichen Unterthanen klagten über den Verlust ihrer wohlthätigen Pflegerin. Schwerin meldete mit schmerzlicher Klage seinen Verlust dem Könige, und dieser schrieb ihm tröstend zurück: „Vous connaissez mes sentimens pour vous, et vous ne devez donc point douter de la part véritable que je prends à votre juste douleur. Mais avec tout cela, tous vos regrets ne pourront vous rendre ce que vous avez perdu. Je vous prie donc de modérer votre affliction, et de ne point vous laisser abattre par un coup, qu'il n'a pas été dans votre pouvoir de détourner." Zum Schlusse fügte er noch die freundlichsten Wünsche bei, ihn bald in bester Gesundheit zu Potsdam wiederzusehen.

Für den Kundigen wird es nicht als Widerspruch gegen die Aufrichtigkeit der Trauer Schwerin's erscheinen, daß wir sogleich seine Wiedervermählung zu erzählen haben, die schon am 20. Oktober desselben Jahres Statt fand. Auffallender dürfte die Wahl seiner zweiten Gattin erscheinen. Diese war Philippine Louise von Wackenitz, Aebtissin des adlichen Stifts zu Barth in Vorpommern, deren Vater schwedischer Landeshauptmann

gewesen war, und deren Mutter nachher verwittwet funfzehn Jahre als Hofmeisterin der Markgräfin Albrecht am Hofe in Berlin gelebt hatte. Die äußern Verhältnisse boten keinen Anlaß zum Tadel, auch die schon vorgerückten Jahre der Erwählten gaben der Heirath ein ehrbares Ansehen. Allein es war nicht unbekannt geblieben, daß das Fräulein in jüngern Jahren durch Schönheit und Lebhaftigkeit die Neigung Schwerin's gewonnen und durch Verführungskünste zur Leidenschaft gesteigert habe. Ihr selbst fiel dabei das Loos, Mutter zu werden, und Schuld und Geheimniß knüpften das Band um so fester. Fräulein von Wackenitz verheimlichte ihre Niederkunft anfangs glücklich, indem sie eine verheirathete Freundin bewog, den Schein einer Wöchnerin anzunehmen, und das Kind für das ihrige auszugeben. Doch im Verlauf der Zeit, da Schwerin fortfuhr, das Stiftsfräulein fleißig zu besuchen, erwachte mancherlei Argwohn, und als endlich die herangewachsene Tochter an seinen Adjutanten Major von Stedingk verheirathet wurde, verrieth er so warme Theilnahme und Fürsorge, daß man sie wohl als Vaterliebe deuten mußte. Gab unter solchen Umständen die zweite Heirath Schwerin's manchen streng richtenden Personen neues

Aergerniß, so waren dagegen andre milder gesinnte geneigt, darin nur eine Sühne früheren Unrechts zu sehen. Dieser letztere Antrieb war auch, mündlicher Ueberlieferung zufolge, der eigentlich bestimmende für Schwerin, der übrigens den gewagten Schritt mit rascher Entschlossenheit vollführte; eines Sonntags nach der Predigt nahm er die Abtissin bei der Hand, führte sie als seine Braut zum Altar, und sprach den Prediger, der allein unter allen Anwesenden vorbereitet war, um die kirchliche Trauung an.

Inzwischen hatten sich die politischen Aussichten Preußens immer mehr verdunkelt, und Friedrich mußte alle Hülfsmittel seines regen Geistes aufbieten, um in den vielfachen Verwickelungen unumstrickt zu bleiben. Sehr wichtig war es, sich mit Rußland klar zu stellen, dessen Verbindung mit Oesterreich und Großbritannien nur um so stärker geknüpft schien, als die Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich von persönlichem Haß erfüllt war. In dieser Spannung ereignete sich, daß im Anfange des Mais 1755 der russische Großmarschall Graf Bestuscheff, welcher in den Staatsgeschäften vorherrschendes Ansehn hatte, auf einer Rückreise aus Deutschland nach St. Petersburg durch Frankfurt

an der Oder kam. Schwerin, jetzt völlig wieder im Vertrauen des Königs und eingeweiht in die politischen Geheimnisse, benutzte die höflichen Besuche, welche zwischen ihm und dem russischen Staatsmann gewechselt wurden, um dessen Gesinnung in Betreff Preußens zu erforschen. Bestusheff lehnte die Eröffnungen keinesweges ab, sondern machte deren auch seinerseits, auf welche er die Antwort des Königs noch vor seinem Eintritt in Rußland zu erfahren wünschte, und daher seine Weiterreise so einrichtete, daß Schwerin's Auskunft hierüber ihn noch diesseits der Gränze erreichen konnte. Der Bericht Schwerin's an den König fehlt uns, aber wir haben Friedrich's Antwort, welche den Inhalt und die Wichtigkeit der ganzen Verhandlung genügend erkennen läßt. Sie ist ein sprechendes Zeugniß der auch politischen Bedeutung Schwerin's, und wir schalten sie deßhalb hier ein. Der König schrieb auf das am 5. Mai aus Frankfurt an ihn ergangene Schreiben schon am 8. aus Potsdam zurück: „J'ai bien reçu la lettre que vous m'avez faite du 5 de ce mois, et je suis très sensible à la communication confidante que vous m'avez faite, de quoi il s'est agi dans l'entretien que vous avez eu avec le grandmaréchal

comte de Bestuschef à son passage à Franc-fort. Comme il a pris des mesures avec vous pour avoir encore votre réponse avant que d'atteindre les frontières de Russie ou de Courlande, afin de savoir ma véritable façon de penser sur une réconciliation entre moi et l'impératrice sa souveraine, vous lui marquerez en prenant cependant toutes vos précautions, afin que votre lettre lui arrive sûrement: que je ne demandais pas mieux, qu'une réconciliation sincèré entre moi et l'impératrice, et que je lui saurais infiniment gré, s'il voulait bien y travailler, ce qui lui serait d'autant plus aisé à parfaire, vû que la Russie et moi n'avions proprement rien à démêler entre nous, pas même jusqu'à des chicanes; mais que tout ce qui avait causé du refroidissement entre sa souveraine et moi n'était fondé autrement que sur des mensonges, des soupçons et des calomnies les plus grossières et les plus ridicules, qu'on avait malicieusement inspiré à l'impératrice contre moi, qui s'évanouiraient au moindre éclaircissement, et dont j'espérais que lui comte de Betuschef voudrait bien désabuser cette princesse, pour laquelle j'avais gardé

non obstant de celà toute l'estime possible. Enfin, qu'il serait bien désirable, même pour les vrais intérêts de la Russie, si ce comte saurait contribuer à ce que cette trop grande prédilection des Autrichiens et des Anglais se refroidisse tant soit peu et fut mise dans des bornes plus justes, que jusqu'ici. — Au reste mes voeux sont pour le parfait rétablissement de votre santé et de vos forces, dont je serais bien aise d'avoir de bonnes nouvelles. Et sur ce etc." — Doch hatte diese Anknüpfung keine weitere Folge, denn Bestuscheff selbst war gegen den König eingenommen, und der durch Schwerin etwa bewirkte günstige Eindruck mußte in St. Petersburg ganz erlöschen.

Ein bald nach diesem Vorgange an Schwerin aus Potsdam unter dem 20. Mai erlassenes Schreiben des Königs beschäftigt sich wieder lediglich mit der nahen Truppenmusterung und mit den hiefür bestimmten Vorschriften, welche wir zum merkwürdigen Gegensatze jener politischen Erörterung hier mittheilen. Der König schreibt: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Da Ihr mit Eurem unterhabenden Regimente nächstkommenden Donnerstag, als den 22. dieses, in Berlin zur

Revüe einmarschiren werdet; so ist mein Wille, daß die sämmtlichen dahin kommenden Regimenter des Morgens präzise um 8 Uhr einmarschiren sollen. Ich verbiete aber hierdurch expresse, daß kein Regiment etwa kurz vor dem Einmarsch sich die Haare pudere, oder sonsten propre machen und gleichsam Toilette halten soll, sondern jedes dieser Regimenter soll zwar reinlich, jedennoch dergestalt, wie es vorher aus seinem letztern Nachtquartier zum Einmarsch in Berlin aufbrechen wird, auch dergestalt zu Berlin in die Stadt marschiren. Im Uebrigen ersuche und bitte ich Euch hierdurch, daß Ihr beim Einmarsch derer Regimenter zu Pferde bleibet und nicht zu Fuße marschiret, als wodurch Ihr mir eine Gefälligkeit erweisen werdet. Ich bin rc. P. S. Da das Wetter so schlecht ist und die Wege so übel sind, so soll das Regiment nur die schwarzen Stiefeletten anhaben, wenn es zu Berlin einmarschiret.

Die mit rastlosem Scharfsinne fortgesetzten politischen Erwägungen des Königs reiften noch vor Ablauf dieses Jahres zu dem Entschlusse, für seine bedrohten Angelegenheiten eine ganz neue Wendung zu versuchen. Friedrich wußte längst, daß die Feindschaft, welche die Höfe von Wien, St. Pe-

tersburg und Dresden gegen ihn hegten, auch am französischen Hofe manche Verknüpfungen habe, und daß das Bündniß, in welches er mit diesem getreten war, keine Zuverlässigkeit gewähre. Er hatte deßhalb, da der Vertrag, auf welchem dies Bündniß beruhte, nächstens ablief und ihm völlig freie Hand ließ, sich dem großbritannischen Hofe genähert, der seinen Eröffnungen gern Gehör gab. Nun wünschte zwar Frankreich das Bündniß zu erneuern, und sandte zu diesem Behuf im December 1755 den Herzog von Nivernois nach Berlin, aber mit so unangemessenen Vorschlägen, daß Friedrich sie nur als Scherz behandelte. Doch ging er mit seinen Vertrauten ernstlich zu Rathe, und berief auch Schwerin nach Potsdam, um dessen Meinung zu hören. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Podewils, behauptete standhaft, der König müsse mit Frankreich verbündet bleiben, denn alsdann würden die andern Mächte nicht wagen ihn anzugreifen. Der Feldmarschall von Keith war derselben Ansicht, und auch Schwerin stimmte ihr bei. Die beiden letztern und Schmettau kamen eines Tages von der Tafel des Königs, und setzten in Schmettau's Wohnung ihre Unterhaltung über die Angelegenheiten des Tages

lebhaft fort. Keith und Schmettau machten es Schwerin zur Pflicht, den König, dem er doch näher stünde, als jeder Andre, vor der großen Gefahr zu warnen, in welche Preußen gerathen müßte, wenn der befürchtete Angriff der feindlichgesinnten Höfe erfolgte, und der König dann ganz vereinzelt stünde. „Was ist zu thun? antwortete Schwerin. Ich habe das alles dem Könige noch heute früh gesagt, und hinzugesetzt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes, und das einzige Mittel bliebe, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Der König versicherte mich, er sei meiner Meinung, aber er würde sich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall setzen, von den Franzosen beständig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er sei es müde, diese Rolle zu spielen, und wolle sich in die Klasse der ersten Mächte unsers Welttheils erheben. Was ist nun hierauf zu antworten? Nur in der Phantasie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oesterreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen, und bei einem gekrönten Poeten hat alles auf kalte Vernunft gegründete Urtheil kein Gewicht." Diese Rede hat der jüngere Schmettau

mit angehört, und durch seine Aufzeichnung erhalten. In Folge der von dem Könige so fest behaupteten Entschließung mußte der französische Gesandte unverrichteter Sache wieder abreisen.

Friedrich hatte jedoch im Stillen schon andern Rückhalt gewonnen, und am 16. Januar 1756 wurde zu London ein Bündnißvertrag mit Großbritannien unterzeichnet. Nur Winterfeldt scheint den Werth dieses neuen Verbündeten nach Gebühr gewürdigt, und den König allmählig zu wahrem Vertrauen auf England gestimmt zu haben. Nachdem aber diese Wendung einmal geschehen war, mußten die politischen Verhältnisse zur höchsten Spannung steigen, und ein Krieg nun unvermeidlich dünken. Am 9. Mai wurde zu Versailles ein Bündniß Frankreichs mit Oesterreich abgeschlossen, dessen feindliche Absicht gegen Preußen nicht verborgen war. Die Nachrichten, welche Winterfeldt aus geheimen, aber zuverlässigen Quellen schöpfte, und andere, welche dem Könige selber aus der sichersten Hand zugingen, ließen über die Anschläge seiner Feinde keinen Zweifel mehr, und nichts Geringeres als sein völliger Untergang wurde bezweckt. Auf's neue berief der König seine Vertrauten, und einem Schreiben vom 19. Juni 1756

an Schwerin, worin er diesem zugestand, den Lieutenant von Platen aus seinem Regimente als Adjutanten zu sich zu nehmen, folgte schon am 21. Juni ein anderes, worin er ihn für die nächste Zeit nach Potsdam beschied, und darauf am 23. ein drittes, welches den Tag seines Eintreffens noch beschleunigte. Als Schwerin angelangt war, beschied der König ihn nebst Winterfeldt und Retzow in sein Kabinet, eröffnete den Stand der Dinge, und erklärte, daß er fest entschlossen sei, den gegen ihn verschwornen Feinden zuvorzukommen, und den Krieg, mit dem man ihn bedrohe, selber und ohne Verzug anzufangen, es komme jetzt nur darauf an, den Plan des Feldzuges auszuarbeiten. Schwerin versuchte Einwendungen gegen ein so rasches Beginnen, und stellte die Gefahren vor, die auf solche Weise gewaltsam herbeigeführt würden, durch glimpfliches Warten aber vielleicht noch abzuwenden wären. Auch Retzow theilte diese Meinung. Nur Winterfeldt, vollständiger als die Andern von allem unterrichtet, stimmte unbedingt dem Könige bei, der nun auch die aus dem Dresdner Archiv geschöpften Beweise vorlegte, daß von den Gegnern sein Untergang beschlossen sei. Gegen diese Zeugnisse verstummten die Ein-

wendungen, und nach kurzem Schweigen rief Schwerin wie begeistert: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu führen." Sonach wurde der Krieg beschlossen, und diejenigen Vorbereitungen, welche bei dem schon immer gerüsteten Zustande des Heeres noch nöthig waren, unverzüglich angeordnet.

Schwerin aber empfand als eine Kränkung, daß der König ihm nicht schon früher die geheimen Nachrichten mitgetheilt, und den Plan und Entschluß zum Kriege ohne seine Theilnahme zur Reife gebracht habe. Die Unkenntniß, in welcher man ihn gelassen, hatte ihn zu dem anfänglichen Widerspruche genöthigt, und der König hätte ihm denselben allerdings ersparen können. Doch gab sich diesmal Schwerin keiner nutzlosen Empfindlichkeit hin, sondern war sogleich voller Feuer und Thätigkeit für die Ausführung des großen Unternehmens. Der König bewies ihm auch fortan das größte Zutrauen und die freundlichste Begegnung, und von den beiden Heeren, welche in's Feld rücken sollten, wurde dasjenige, welches sich

in Schlesien gegen Böhmen zusammen zog, dem Oberbefehle Schwerins überwiesen; das andre, gegen Sachsen bestimmte, wollte der König selbst anführen. Beim Ueberschlage der für Schlesien aufgezeichneten Truppen fand Schwerin, daß ihre wirkliche Zahl um 10,000 Mann geringer ausfalle, als der König sie ihm angegeben, und machte den Irrthum bemerklich; doch der König sagte: „Für diese 10,000 Mann will ich Ihn rechnen!" Eine Schätzung, die späterhin in dem Geschichtswerke des Königs von ihm wiederholt worden.

Schwerin's Regiment erhielt am 16. August den Befehl sich zum Ausmarsch zu bereiten, und rückte am 25. wirklich von Frankfurt nach Müllrose. Niemand wußte die weitere Bestimmung, das tiefste Geheimniß waltete über dem Zusammenhang der Truppenmärsche wie über dem eigentlichen Zweck derselben. Das Regiment schloß sich den Truppen an, welche in Sachsen eindrangen: Schwerin selbst aber war am 15. August in Neiße eingetroffen, um in Schlesien den Oberbefehl zu führen. Die bei Frankenstein aus Ober- und Mittelschlesien zum Anfange des Septembers zusammengezogenen Truppen betrugen ungefähr 27,000 Mann, nämlich 26 Bataillone und 50 Schwadronen

nebst etwa 50 leichten und 20 schweren Stücken Geschütz. Schwerin behielt sein Hauptquartier in Neiße, und ließ die Truppen, die eine Hälfte unter dem General von Fouqué in der Gegend von Frankenstein, die andere Hälfte unter dem General von Hautcharmoy in der Gegend von Neustadt, Quartiere beziehen. Inzwischen hatte der König die sächsische Heeresmacht in ihrem Lager bei Pirna eingeschlossen, und der Ausgang dieses Unternehmens sollte abgewartet werden. Da sich aber die Oesterreicher in Böhmen stärker zu regen anfingen, so durfte der Einbruch der Preußen in dieses Land nicht länger verschoben bleiben. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig rückte mit einer starken Vorhut von dem Heere des Königs am 13. September aus Sachsen gegen Außig vor, und gleich darauf drang auch Schwerin mit seinen unterdeß bei Glatz rasch vereinigten Truppen am 17. über Nachod in Böhmen ein. Der österreichische Feldzeugmeister Fürst Piccolomini hatte am 16. bei Königingrätz hinter dem Adlerfluß mit etwa 24,000 Mann ein vortheilhaftes Lager genommen; und etwa 4000 Mann unter dem General von Buckow, welche der Feldmarschall Graf von Browne aus dem Lager zu Kollin entsandt hatte, standen

bei Nachod. Diese wurden zurückgedrängt, und ein Theil ihrer Reiterei, welche den Kampf annahm, am 22. bei Jassena von Schwerin's Vortrab, aus den Husarenregimentern von Wartenberg und von Wechmar bestehend, lebhaft angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust in die Flucht geschlagen. Schwerin nahm hierauf ein Lager bei Aujest, um den Feind in seinem Lager bei Königingrätz, wo er sich täglich verstärkte, zu beobachten; ihn anzugreifen schien unthunlich, da seine Stellung durch die Beschaffenheit der Gegend und starke Verschanzungen ungemein fest war; allein der Zweck Schwerin's wurde schon erreicht, wenn nur der Feind selber in Unthätigkeit erhalten blieb, und dies gelang vollkommen.

Der König lieferte am 1. Oktober die Schlacht von Lowositz, und erfocht einen glänzenden Sieg. Gleich am Tage darauf war er beeifert, Schwerin hievon und von dem ganzen Hergang durch ein ausführliches Schreiben zu benachrichtigen. Nach Erzählung des eigentlichen Gefechts führt er fort: „Le prince de Bevern s'est si fort distingué, que je ne saurais assez chanter ses louanges. Avec 24 bataillons nous en avons chassé 72, et, si vous voulez, 300 canons. Je ne vous

dirai rien des troupes: vous les connaissez. Mais depuis que j'ai l'honneur de les commander, je n'ai jamais vu de pareils prodiges de valeur, tant cavalerie qu'infanterie. L'infanterie a forcé des enclos de vignes, des maisons maçonnées; elle a soutenu, depuis 7 heures jusqu'à 3 heures de l'après-midi, un feu du canon et d'infanterie, et surtout l'attaque de Lowositz, ce qui a duré, sans discontinuer, jusqu'à ce que l'ennemi s'est trouvé chassé. J'ai surtout eu l'oeil à soutenir la hauteur de ma droite; ce que je crois a décidé de toute l'action. — J'ai vu par ceci, que ces gens ne veulent se hasarder qu'à des affaires de poste, et qu'il faut bien se garder de les attaquer à la housarde. Ils sont plus pétris de ruses que par le passé, et croyez m'en sur ma parole que sans beaucoup de canon, pour le leur opposer, il en couterait un monde infini pour les battre. — Muller, de l'artillerie, a fait des merveilles, et m'a prodigieusement secondé. — Je ne vous parle de mes pertes que les larmes aux yeux. Les généraux Luderitz et Oertzen sont tués, et Holtzendorff des gendarmes. Je ne veux pas m'affliger en vous rap-

pelant mes pertes: mais ce tour de force est supérieur a Sorr, et à tout ce que j'ai vu de mes troupes. Ceci fera rendre les Saxons. Je vous embrasse, mon cher maréchal, et vous conseille d'aller bride en main. Adieu." Die Mahnung zur Vorsicht ist für den einundsiebzigjährigen Greis gewiß ein großer Lobspruch, sie bezeugt, daß der feurige Muth und die tapfere Verwegenheit des erprobten Kriegsmannes durch sein Alter nicht geschwächt waren, wie denn überhaupt die wahren Eigenschaften der Menschen gleichmäßig über Jugend und Alter sich erstrecken.

Schwerin antwortete dem König, daß er ihm von Herzen Glück wünsche zu dem erfochtenen Siege; allein er sehe aus allen Angaben, daß die Schlacht eine wahrhaft Königliche zu nennen sei, denn ein General, der sie unter solchen Umständen geliefert hätte, würde auch seinen Kopf dabei eingesetzt haben. Schwerin mochte mißmüthig sein, bei solchen Kriegsthaten nur ein entfernter Zuschauer zu bleiben und in gezwungener Unthätigkeit zu harren; der Ton des Tadels und der Belehrung klang wieder hervor, und war diesmal besonders unzeitig, da der König alle Ursache hatte, sich eines Erfolges zu freuen, den er überdies mehr

seinen Truppen, als sich selber zur Ehre rechnete. So begannen die alten Keime der Mißhelligkeit alsbald wieder sich zu regen. —

Die Thätigkeit Schwerin's mußte während dieses Feldzuges sich begnügen, durch seine Truppen die ganze Gegend, welche sie abreichen konnten, auszubeuten und zu brandschatzen. Schwerin bewies auch diesmal wieder, daß er ein Meister in der Kunst sei, seine Truppen reichlich zu verpflegen und gleichwohl das Land zu schonen. Er hielt auf strenge Ordnung und Mannszucht; Plünderung und willkürliche Erpressung wurde hart bestraft, sogar mit dem Tode. Nur von höherem Befehl ausgehende Forderungen durften gelten, und bei solchen Anordnungen leisteten die Einwohner viel und willig, ohne doch ganz erschöpft zu werden; sie mußten unter diesen Umständen sogar wünschen und begünstigen, daß sich der Kreis der preußischen Ausschreibungen erweiterte, weil dadurch die Last sich mehr vertheilte und sonach für jeden erleichtert wurde. Futter und Lebensmittel holten die preußischen Partheien sogar aus den Dörfern dicht vor dem österreichischen Lager. Den Streifereien auf dem rechten Elbufer wurde zwar dadurch Einhalt gethan, daß Piccolomini 2000 Mann in Sadowa

aufstellte, doch in andern Richtungen geschahen sie ungestört. Kleinere Gefechte waren meist zum Vortheil der Preußen; der Oberstlieutenant von Werner schlug am 10. Oktober eine größere feindliche Reiterschaar bei Reichenau.

Als der König mit seinem Heer aus Böhmen zurückging, um in Sachsen Winterquartier zu nehmen, erhielt auch Schwerin Befehl, mit seinen Truppen nach Schlesien aufzubrechen. Demgemäß verließ er am 22. Oktober sein bisheriges Lager bei Aujest, und marschirte nach Jaromir, wo er zwei Tage stehen blieb, und darauf über Skalitz in die Grafschaft Glatz einrückte. Der Feind wollte den Marsch nicht ungehindert geschehen lassen, und rückte am 26. mit beträchtlicher Macht gegen Skalitz an, um die preußische Nachhut anzugreifen, allein Schwerin selbst befand sich bei dieser, und traf so gute Anstalten und flößte seiner an Zahl schwächern Mannschaft solchen Muth ein, daß die Oesterreicher alsbald ihren Rückzug nahmen, worauf Schwerin seine Husaren hervorbrechen ließ, und jene völlig in die Flucht gejagt wurden. Am 2. November nahm Schwerin sein Hauptquartier wieder in Frankenstein, verlegte seine Truppen rings

im Lande, und ließ sie im Anfange des Decembers in Winterquartiere rücken.

Schlesien, wohin der Feind ein besonderes Augenmerk zu richten schien, dünkte dem Könige durch Schwerin's geringe Truppenmacht nicht genugsam geschützt, und er sandte deßfalls eine Verstärkung von 3000 Mann in das schlesische Gebirge, um die noch ganz offne Gegend von Landshut zu decken. Die Besorgnisse und Bewegungen, welche auf dieser Seite fortwährend bis zum Frühjahre Statt fanden, sind bereits im Leben Winterfeldt's erzählt, und ebendaselbst die merkwürdigen Briefe, welche der König mit diesem genialsten und tüchtigsten seiner Generale gewechselt, im Auszuge mitgetheilt worden. Daß Winterfeldt in dem Vertrauen und der Gunst des Königs höher stand, als Schwerin, war diesem nicht verborgen, und leicht auch konnte der Argwohn entstehen, daß jener ihm nicht nur zur Aushülfe untergeben, sondern auch zur Aufsicht über ihn gesetzt sei. Wenn auch letzteres dem Sinne des Königs nicht ganz fremd sein mochte, so war doch Winterfeldt viel zu klug, um dergleichen ohne die äußerste Noth merken zu lassen. Wir finden auch nirgends, daß kleinliche Eifersucht zwischen

diesen beiden Feldherren in störende Mißhelligkeit ausgebrochen sei, und wiewohl gesagt wird, Schwerin habe Winterfeldt nicht leiden können, und obgleich diesen das Gefühl der eignen Selbstständigkeit allerdings in jede Unterordnung begleitete, so hat doch jeder dieser Männer das gegebene Verhältniß treu zu wahren gewußt, und das Wohl des Dienstes konnte nicht einträchtiger gefördert werden, als durch ihr gemeinsames Bemühen geschah.

Während des Winters kam auch der König selber nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt für den 29. Januar 1757 zu sich nach Hainau, wo eine ausführliche Berathung Statt fand, sowohl über die Erfordernisse des Augenblicks, als über die zu entwerfenden Pläne für den bevorstehenden Feldzug, der jedenfalls ein sehr verhängnißvoller zu werden drohte. Hier scheint kaum ein Widerspruch gewaltet zu haben, der König hatte in seinem Kopfe die kühnsten Entwürfe schon völlig zur Reife gebracht, und hielt den Erfolg, wenn die Ausführung den Vorschriften entspräche, für unfehlbar. Mit den Anstalten, welche zur Sicherheit von Schlesien getroffen waren, bezeigte er sich sehr zufrieden, und von dieser Seite beruhigt, kehrte er nach Dresden zurück, wo

er den übrigen Theil des Winters in gewohnter Thätigkeit zubrachte.

Schwerin erfuhr die Genugthuung, die Redlichkeit und Ordnungsliebe, welche er in Böhmen bewiesen, auch von dem feindlichen Oberfeldherrn auf eine glänzende und sehr schmeichelhafte Weise anerkannt zu sehen. Während der Winterquartiere nämlich sandte der Feldmarschall Graf von Browne für Schwerin und Keith ein bedeutendes Geschenk vortrefflichen Weines, wobei er beiden seinen Dank ausdrückte für die Uneigennützigkeit und Schonung, die sie an der Spitze der Kriegsheere gezeigt, und welche den Einwohnern von Böhmen unvergeßlich bleiben werde. Besonders war Schwerin wegen seiner einsichtsvollen Verwaltung ein Gegenstand der eifrigen Lobreden Browne's, der es öfters laut aussprach, daß jeder, der feindliche Länder richtig zu behandeln lernen wolle, bei Schwerin in die Schule gehen müsse.

Mit dem Frühjahr wurde die Kriegsthätigkeit auf allen Seiten rege. Die preußischen Vertheidigungsanstalten in Sachsen täuschten den Feind über die Absichten des Königs, die versuchten Einbrüche einzelner Schaaren nach Böhmen ließen keinen allgemeinen Angriff erwarten. Jedoch reiften

die Anstalten des Königs in sicherem Geheimnisse dem Zeitpunkte ihres Vollzugs entgegen. Schwerin hatte unter den Einflüssen des Winters etwas gekränkelt, doch die Aussichten des nahen Feldzuges stärkten ihn wieder, und er blickte mit frommer Zuversicht auf die Laufbahn, die sich ihm aufs Neue eröffnen, vielleicht auch enden sollte. In dieser Stimmung schrieb er aus Neiße am 31. März an seine Gattin: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von seiner Gnade dasjenige, was Ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendiget. Nichts wird ihn mehr in dieser Welt beunruhigen. Wie glücklich sind, die bei Jesu Christo sind.“ —

Der Feldzug des Jahres 1757 begann mit dem von vier Seiten fast gleichzeitigen Einrücken der Preußen in Böhmen; zur äußersten Rechten drang der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau über Basberg nach Kommotau vor, in der Mitte der König mit der Hauptmacht über Nollendorf und Außig, dann der Herzog von Bevern aus der Lausitz über Krottau und Kratzen, endlich zur äußersten Linken Schwerin, der am frühsten von Allen;

schon am 18. April, aus Schlesien mit 33 Bataillons und 60 Schwadronen, im Ganzen über 33,000 Mann stark, in fünf Truppenzügen aufbrach und von verschiedenen Seiten gegen Königinhof vorrückte. Zwei dieser Truppenzüge, von den Generalen von Manteuffel und Winterfeldt befehligt, vereinigten sich unter Schwerin's persönlicher Anführung schon bei Trautenau, und gingen am 19. über die Elbe. Winterfeldt war bei Güldenölse auf Panduren gestoßen, welche einen Felsen besetzt hielten und ihm den Weg versperrten; er hatte aber durch aufgerufene Freiwillige den Felsen ersteigen lassen, und nachdem die Panduren niedergemacht worden, seinen Marsch ungehindert fortgesetzt. Nicht so guten Erfolg hatten die drei andern Truppenzüge, welche unter den Generalen von Hautcharmoy, von Brandeis und von Fouqué aus Friedland und der Grafschaft Glatz vorrückten, besonders wurden die beiden letztern von den feindlichen Husaren und Kroaten dergestalt geneckt und aufgehalten, daß sie erst am 21. in Königinhof anlangten, wo Schwerin ihrer wartend zwei Tage in Gefahr stand, von überlegener Feindesmacht unter dem General Grafen von Serbelloni angegriffen zu werden; doch zum Glück ließ dieser ihn

ganz außer Acht. Kaum sah Schwerin seine Truppen vereinigt, so eilte er die verlorne Zeit einzubringen. Ihm zur Rechten hatte der Herzog von Bevern am 21. bei Reichenberg einen harten Kampf gegen 20,000 Oesterreicher unter dem General Grafen von Königsegg bestanden, der sich zwar zurückzog, aber am 22. bei Liebenau eine Stellung nahm, welche den Engweg beherrschte, durch den die Preußen vorrücken mußten. Schwerin zog am 22. nach Miletin und am 24. nach Gitschin, wo er die Lage des Herzogs von Bevern erfuhr, der in seinem Marsche gehemmt und überdies im Rücken bedroht war. Sogleich sandte er Winterfeld mit 10,000 Mann in den Rücken des Feindes, der nun eiligst seine Stellung verließ, und Jung-Bunzlau zu erreichen strebte, wohin aber auch Schwerin bereits in Marsch war. Oesterreichische Reiterei traf wirklich zugleich mit den Preußen dort ein, mußte aber weichen und sich südwärts auf Benatek ziehen. Schwerin erbeutete hier Magazine von dem Werthe mehrerer Millionen, und bewirkte seine Vereinigung mit dem Herzog von Bevern. Mittlerweile hatte auch der König sich mit dem Prinzen Moritz von Dessau, der ohne Hinderniß über Brüx und Bilin vorgedrungen war,

am 23. bei Außig vereinigt, und seinen Marsch fortgesetzt, indem der Feind, unvorbereitet und verwirrt, sich überall zurückzog.

Die Absicht des Königs, seine Heeresmacht von allen Seiten auf Prag zusammenzuziehen, konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein, und auch die Oesterreicher suchten ihre zerstreuten Truppen eiligst dorthin zu sammeln. Der Prinz Karl von Lothringen traf am 30. bei dem österreichischen Hauptheere, welches der Feldmarschall Browne anführte, in Tuchomierzitz ein, und übernahm den Oberbefehl. Er fand die Truppen insgesammt entmuthigt, die Generale rathlos. Browne drang wohl darauf, die Preußen sogleich anzugreifen, da ihre Stellung ungünstig, und Schwerin mit dem schlesischen Heerestheil noch entfernt sei, allein die andern Stimmen im Kriegsrath waren alle für den Rückzug auf Prag, der auch unmittelbar angetreten wurde. Der König folgte dem Feinde auf dem Fuße, und ließ durch seine Reiterei denselben auf dem Marsche angreifen, doch ohne diesen hindern zu können. Die Oesterreicher ließen in Prag die nöthige Besatzung, die übrigen Truppen gingen über die Moldau, theils durch die Stadt, theils unterhalb derselben, und bezogen auf dem

rechten Ufer bei Wallerschitz ein Lager. Der König hatte das seine in Tuchomierzitz.

Schwerin seinerseits folgte den Österreichern, die sich vor ihm in der Richtung von Benatek zurückzogen, nicht allzu heftig nach. Seine Stimmung in dieser Zeit, fromm und heldenmüthig zugleich, findet sich in folgenden Zeilen eines Briefes ausgedrückt, den er am 27. April aus Jung-Bunzlau nach Hause schrieb, und der sogar eine Vorahnung seines nahen Todes enthielt: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns weiter zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muth entgegensetzen, um mein Ziel selig zu beschließen, und mit Ehren zu enden, worum ich Gott mit Inbrunst, und daß er dir Gesundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe." Er ließ seine Truppen am 27. Rasttag halten, vereinigte dann am 28. die verschiedenen Abtheilungen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, bei Jung-Bunzlau, hielt am 29. wieder Rasttag, und entsandte nun Winterfeldt an der Spitze von 7000 Mann nach Benatek, um daselbst Brücken über die Iser schlagen zu lassen. Diese wurden noch in der Nacht fertig. Schwerin rückte am 30. mit der Hauptstärke heran,

ging am 1. Mai über die Iser, marschierte gegen die Elbe hin, und lagerte bei Byschitz. Der General von Fouqué wurde beauftragt, den Rückzug Königsegg's näher zu bedrängen, und gegen Alt-Bunzlau vorzugehen. Dort stieß er am 2. Mai auf eine feindliche Nachhut von Husaren und Kroaten, vom Obersten Mac-Eliot befehligt, welcher sich vier Stunden lang tapfer vertheidigte, und sich erst zurückzog, als er die Hälfte seiner Leute im Gefecht verloren, das auch preußischerseits sehr blutig war und den Tod des tapfren Reitergenerals von Wartenberg beklagen ließ. Als Schwerin dessen Tod erfuhr, war er sehr erschüttert, und rief mehrmals klagend aus: „Mein Wartenberg, mein Wartenberg! ist der todt!“ — Der Feind zog sich nach Brandeis, wo er die Elbbrücke abbrannte. Schwerin beschloß nun ungesäumt über die Elbe zu gehen, um sich dem Heere des Königs zu nähern. Fouqué erhielt Befehl, bei Elb-Kostelez eine Brücke schlagen zu lassen, die auch am 3. Abends fertig wurde, worauf der Vortrab der Preußen noch in der Nacht bis Brandeis vorrückte, wo nun auch die abgebrannte Brücke bald wieder hergestellt war. Winterfeldt, der bei Benatek die Iser nicht länger zu bewachen brauchte, rückte bis Alt-Bunzlau vor, und

ging dann bei Brandeis über die Elbe. Auch Schwerin mit seiner Hauptstärke ging an beiden Punkten über, und nahm ein Lager vorwärts Brandeis, die Front gegen Prag hin. Während die Truppen in das Lager rückten, erscholl plötzlich der Ruf, der Feind sei im Anzuge, worauf Schwerin, nach seiner bekannten Lebhaftigkeit, sagt Gaudi, mit einigen Reiterregimentern in vollem Laufe vorsprengte, um den ersten Stoß aufzunehmen und für weitere Anordnungen Zeit zu gewinnen. Allein es zeigte sich bald, daß nur der von den Husaren des eignen Vortrabs erregte Staub den falschen Lärm veranlaßt hatte.

Der König war seinerseits schon am 2. Mai auf dem weißen Berge vor Prag angekommen, und hatte dort eine Stellung genommen, deren linker Flügel sich bei Podbaba an die Moldau lehnte, in der Front lagen die Festungswerke der sogenannten Kleinseite, der rechte Flügel stand auf dem weißen Berge; das Hauptquartier war in Welleslawin. Die Preußen waren 50,000 Mann stark, allein die österreichische, jetzt hier versammelte Macht wurde auf 100,000 Mann geschätzt, und mehrte sich täglich; die ganze Truppenmacht Serbelloni's, der am 4. Mai von dem Feldmarschall

Grafen von Daun im Oberbefehl abgelöst wurde, wußte man im Anzuge. Ungeduldig erwartete Friedrich daher das Herankommen Schwerin's. Auch bestand der Vortrab desselben, etwa 5000 Mann stark, am 4. schon kaum eine Stunde vom österreichischen Lager ein Reitergefecht, die Hauptgruppe aber hielt wieder Rasttag. Schwerin hatte keine Nachricht vom Könige, noch bestimmte Kunde von der Stellung und Stärke des Feindes; die Offiziere, welche er abgesandt, um den König aufzufinden, waren von den österreichischen Streifern aufgefangen worden, ebenso diejenigen, welche der König an ihn abgefertigt hatte. In dieser beunruhigenden Ungewißheit glaubte Schwerin nicht rascher vorgehen zu dürfen, abgesehen davon, daß die Märsche bei der Nothwendigkeit, die Truppen zusammenzuhalten, und bei dem vielen Troß, der nicht zurückbleiben durfte, beschwerlich und langsam sein mußten.

Die Oesterreicher indeß blieben ruhig, und benutzten die Gelegenheiten nicht, mit gesammter Macht eine der noch getrennten Hälften des preußischen Heeres anzugreifen. Zwar standen für diesen Fall, sowohl für den König als für Schwerin, noch Auswege offen, und es ist nicht so gewiß,

daß der eine oder der andere eine Niederlage hätte erleiden müssen; allein immer doch war großer Nachtheil zu besorgen, und der König eilte daher mit seinen auf dem jenseitigen Ufer der Moldau herankommenden Truppen dort sich zu vereinigen. Schon am 4. Abends hatte er eine ansehnliche Vorhut, Fußvolk und Reiterei nebst Geschütz und Brückenschiffen, längs des Ufers der Moldau bei Selcz aufmarschiren lassen. In der Nacht mußten 2 Grenadierbataillons auf das jenseitige Ufer hinüberschiffen, das auch schon von dem diesseits aufgepflanzten Geschütz beherrscht wurde. Am 5. mit dem frühesten Morgen, war die Schiffbrücke in voller Arbeit, sie war gegen Mittag fertig und vor Abend der König mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen ungestört übergegangen; die Oesterreicher hatten das Wagestück nicht für möglich gehalten, und selbst der Feldmarschall Browne den Meldungen seiner ausgesandten Partheien nicht geglaubt. Der Feldmarschall Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um Prag von dieser Seite eingeschlossen zu halten. Mit seinem kleinen, nun auf dem rechten Ufer stehenden Heertheile, nahm der König ein Lager gegenüber von Selcz zwischen

den Dörfern Wohnitz und Chabern; die Flügel wohl angelehnt, buschige Anhöhen vor der Front. In der Richtung zum Feinde hin war der Boden zerrissen und schwierig, in der Richtung zu Schwerin flach und offen. Der König indeß hatte darauf gerechnet, daß Schwerin auf das späteste am 5. Abends ankommen, und hiermit die Gefahr, die er sich nicht verhehlte, aufhören würde. Drei Kanonenschüsse hatten das verabredete Zeichen gegeben, daß der König den Uebergang beginne, und drei Kanonenschüsse hatten im Schwerin'schen Lager geantwortet. Allein Nachmittags kam unter Bedeckung von 400 Husaren ein Adjutant Schwerin's, und meldete, der Feldmarschall könne noch nicht eintreffen, weil er unterwegs so mancherlei Aufenthalt erfahren habe. Unmuthig fertigte der König mit jenem Offizier sogleich seinen eignen Adjutanten Major von Stutterheim ab, mit dem Befehl, Schwerin solle ohne Verzug aufbrechen und während der Nacht nach Gbell marschiren, weil auf den nächsten Tag eine Schlacht geliefert werden solle, wie schon seit Eröffnung des Feldzuges vorausberechnet worden war. Schwerin erwiderte: „Ich wüßte nicht, daß man Schlachten vorausbestimmen kann, wie Rennen," gehorchte

aber, und brach um 1 Uhr auf, in drei Truppenzügen rechts abmarschirend, der König verließ ebenfalls vor Tagesanbruch sein Lager, und marschirte in zwei Truppenzügen links ab; so stießen denn die beiderseitigen Truppen am 6. Mai Morgens gegen 8 Uhr bei dem Dorfe Prosek endlich zusammen. Der König fühlte sich unwohl, und nahm auch zu Pferde noch Arzenei, war aber dennoch der frühste auf dem Platze, und hatte schon vor Schwerin's Ankunft die Stellung des Feindes längs ihrer ganzen Fronte mit angestrengter Aufmerksamkeit beritten und besichtigt. Er fand sie in der Front und auf ihrem linken Flügel, wohin er am liebsten seinen Angriff gerichtet hätte, durch die Beschaffenheit des Bodens ganz unangreifbar, und besprach sich mit Schmettau, der am Tage vorher eingetroffen war, über die Lage der Sachen, welche gebieterisch einen entscheidenden Entschluß forderten. Als Schwerin und Winterfeldt eintrafen, empfing er ersteren sehr kalt und bezeichnete sein Mißvergnügen, daß er nicht schon am 5. die Truppen herangeführt. Kriegskundige haben in der Verzögerung Schwerin's das Fehlschlagen des ganzen wohlerdachten Feldzugplanes nachgewiesen; allein abgesehen davon, daß die Ereignisse sich als

rin triftige Gründe zu seiner Vertheidigung anzugeben; gleich anfangs war sein Vorrücken durch das Ausbleiben der Truppen unter Fouqué, der deßhalb den Vorwurf pedantischer Langsamkeit erlitt, um zwei Tage verzögert worden, nachher hatten schlechte Wege den Marsch erschwert, dann die Rücksicht auf das erschwerte Vorrücken des Heertheils aus der Lausitz, ja selbst der unverhoffte Erfolg, die Erbeutung des großen Magazins in Jung-Bunzlau, war zur Hemmung geworden, indem dasselbe Maßregeln erforderte, die sich nicht ohne Zeitverlust anordnen ließen. Der König, durch diese Erläuterungen einigermaßen befriedigt, wandte sich nun zu der Gegenwart, erklärte, er sei entschlossen noch heute eine Schlacht zu liefern, er werde den Feind in dessen rechter Flanke angreifen, und habe bereits dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau den Befehl gesandt, mit allen noch jenseits zurückgebliebenen Truppen oberhalb Prag über den Fluß zu gehen, und dem Feind in den Rücken zu fallen. Schwerin konnte sich in diesen raschen Entschluß nicht sogleich finden, und wollte die Ausführung wenigstens auf den folgenden Tag verlegt wissen. Er stellte dem Könige vor, erzählt Retzow, seine Truppen hätten die ganze Nacht hindurch den beschwerlichsten Marsch

ausgestanden, seien ermüdet, und müßten vielleicht noch einen großen Umweg nehmen, bevor sie an den Feind kämen; er selbst kenne diese Gegend noch nicht, die Stellung des Feindes noch weniger; zudem sei noch keine Nachricht da, wiefern ein Uebergang oberhalb Prag in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen sei, und ob demnach die Truppen jenseits der Moldau an der Schlacht Theil nehmen würden, er müsse daher dem Könige zu überlegen geben, ob es nicht rathsamer sein möchte, den Angriff bis auf morgen zu verschieben? dadurch würde den Soldaten Zeit gelassen, sich zu erholen; man würde Gelegenheit erhalten, des Feindes schwächste Seite zu erspähen, und sodann mit vereinten Kräften auf diese wirken können. Schmettau berichtet, Schwerin sei auch der Meinung gewesen, überhaupt keine Schlacht zu liefern, sondern die Oesterreicher stehen zu lassen, den Marsch auf Wien fortzusetzen, und über die von dort heranziehenden feindlichen Truppen herzufallen, nach deren Vernichtung der Weg nach Wien offen stünde; er habe diese Meinung nach Erörterung der möglichen Fälle, welche dann eintreten könnten, und die sämmtlich zum Vortheil der Preußen sich benutzen ließen, ausführlich unterstützt, allein der König habe dies

alles verworfen, und, wie Retzow sagt, mit den Worten: „Frische Fische, gute Fische!" auf unverzüglichen Angriff bestanden. Er wußte, daß jeder nächste Tag dem Feinde Verstärkung bringen mußte und in der That würde derselbe am 7. Mai um 10,000 Mann stärker gewesen sein, am 9. sogar um 30,000 Mann; überdies wußte er französische und russische Heere im Anzuge, vor deren Auftreten er die Oesterreicher geschlagen haben wollte; die beiderseitigen Streitkräfte standen einander gegenüber, die Gelegenheit war da, an dem Siege zweifelte er nicht.

Ueber eine Stunde hatte der König mit Schwerin und Winterfeldt und wenigen Offizieren, von den Höhen vor Prosek aus, die feindliche Stellung beobachtet, wobei einige Kanonenkugeln, die der Feind herüber sandte, sie nicht hinderten. Noch immer war man zu keinem Schlusse gelangt. Schwerin durfte in seinem zweiundsiebzigsten Jahre wohl ein Bewußtsein von Einsicht und Erfahrung hegen, welches ihn freilich auch immer gern ein schulmeisterliches Ansehn nehmen ließ, das dem Könige so sehr zuwider war; allein mit jenem Bewußtsein verband sich in ihm noch alle Raschheit des Kriegermuthes, und aus allen Bedächtlichkeiten, mit

denen er ohnehin nicht durchdrang, plötzlich herausbrechend, rief er, indem er seinen Hut in die Augen drückte, lebhaft aus: „Soll und muß denn grade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Oesterreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe!" Doch das war die Meinung des Königs nicht; er wollte kein unbedachtes Wagniß, und hatte die feindliche Stellung zu scharfblickend erforscht, um nicht eine Umgehung nöthig zu erachten. Schwerin erkannte nach und nach, daß der König Recht habe, und sprengte nun selber, begleitet von Winterfeldt, in vollem Galopp linkshin auf die Stellung des rechten Flügels der Oesterreicher, wo allein die Umgehung möglich war, in der Absicht einen günstigen Angriffspunkt dort aufzufinden.

Die Gegend, welche für die bevorstehenden Ereignisse den bedingenden Boden gab, finden wir in scharfen Zügen kurz beschrieben. Wir können nichts Besseres thun, als diese von österreichischer Hand entworfene und von preußischer vervollständigte Schilderung hier einzuschalten. Sie sagt: „Die Moldau bildet unmittelbar unterhalb der Stadt Prag einen bedeutenden Bogen gegen Osten. Da wo dieser Bogen am weitesten vorspringt, nimmt

sie einen Bach auf, welcher von dem etwa zwei Meilen entfernten, auf der Straße nach Kollin gelegenen Dorfe Biechowitz herabkömmt. Derselbe fließt in westlicher Richtung an den nahe bei einander liegenden Dörfern Unter-Potschernitz, Hostawitz und Kehge vorbei nach Hrtlorzes; hier wendet er sich plötzlich, läuft zweitausend fünfhundert Schritte in einer der vorigen ganz entgegengesetzten und mit ihr parallelen Richtung bis Hloupetin fort, nimmt hier seinen westlichen Lauf wieder an, berührt Wisoczan, und ergießt sich bei Liben in die Moldau. Bei Unter-Potschernitz, Hostawitz, Kehge und Hloupetin bildet dieser Bach große Teiche, und fließt überhaupt in einem sumpfigen, mit Gebüsch bewachsenen, zwischen Hostawitz und Hloupetin aber von steilen Anhöhen eingeengten Grunde. Vor Hloupetin erweitert sich das Thal und erreicht bei Wisoczan eine bedeutende Breite. Bei Hostawitz nimmt er, von der linken Seite her, einen kleinen Bach auf, der aus dem eine Stunde südlicher, zwischen Sterboholy und Unter-Miecholup liegenden Teiche abfließt, noch einige Teiche bildet, und sumpfige Wiesenränder hat. Westlich von diesem Bach und parallel mit ihm, etwa tausend Schritt davon, zieht sich von

Sterboholy herab ein Grund mit sieben kleinen Strichteichen, welche durch Gräben verbunden ihre Gewässer dem Bache zufließen lassen. Sie waren zur Zeit der Schlacht entwässert und mit Hafer besäet, der Boden derselben aber, wie dies bei solchen Teichäckern gewöhnlich ist, schlammig und sehr weich. Zwischen Sterboholy und Keyge erhebt sich das Terrain ganz sanft gegen Malleschitz. Von diesem Dorfe zieht sich eine von einem Bächlein bespülte, tiefe, steile Schlucht nach dem etwa tausend Schritt nördlicheren Hrtlorzes hinab. Zwischen letzterm Orte und Keyge und Hloupetin, auf der von dem stark gekrümmten Laufe des zuerst erwähnten großen Baches gebildeten Erdzunge, hebt sich eine Reihe von sehr starken Hügeln; besonders ist die, zwischen den Teichen von Keyge und Hloupetin — die kaum neunhundert Schritt von einander entfernt sind — liegende Höhe nach allen Seiten hin beherrschend. Auf der westlichen Seite der Schlucht von Hrtlorzes, in der Verlängerung der eben erwähnten Hügelreihe, ziehen sich zwei parallele Rücken bis an die Thore von Prag, zwischen beiden läuft die Straße von Kollin. Der nördlichste dieser Züge, dessen westlicher Absturz der Ziskaberg heißt, ist besonders auf der nach Norden

gegen den großen Bach abfallenden Seite sehr steil, mitunter auch felsig, und gegen Prag hin mit Obst- und Weingärten besetzt. Fünfhundert Schritt vom Füße des Ziskaberges fließt die Moldau längs demselben gegen Osten, und wendet sich, bei dem auf der Thalsohle gelegenen Invalidenhause, wieder nach Norden zu, gegen Liben. Die Kante der rechten Thallehne des großen Baches von Hloupetin abwärts, ist ebenfalls ziemlich steil, häufig felsig, und wird bei Prosek und Liben noch steiler, wo die Abhänge überdies mit Landhäusern und Gärten bedeckt sind. Die Wege, welche hier quer durch das Thal führen, sind alle eng und hohl."

Der Prinz Karl von Lothringen hatte das Anrücken Schwerin's nicht erfahren, und glaubte nur die von dem Könige herangeführten Truppen vor sich zu haben; erst als bei Gbell die Preußen hervorbrachen, wurde er seines Irrthums inne, ließ das Lager abbrechen, und das Heer folgende Stellung nehmen. Das erste Treffen lehnte seinen linken Flügel an den Ziskaberg, 18 Schwadronen hinter demselben gleichsam versteckt, dann folgten 3 Divisionen Fußvolk, welche die rechthin sich vorstreckende Höhe bis vorwärts Hrtlorzes besetzten; hierauf kam eine durch den zerrissenen, von dem

oben erwähnten Bache zweimal tief eingeschnittenen Boden fast unzugängliche Lücke, welche aber bei der beherrschenden Höhe von Hloupetin endete, wo 4 Bataillons einige in Hast aufgeworfene Feldverschanzungen besetzt hielten; der rechte Flügel, hinter diesem zerrissenen Boden, bestand aus einer Division Fußvolk, und erstreckte sich von Hrtlorzes bis hinter Keyge, wo er sich nebst 24 Schwadronen, welche die Schlachtordnung schlossen, rechts in einen Haken zurückbog. Das zweite Treffen begann zur Linken, gleich dem ersten, mit 18 Schwadronen, auch wieder hinter steilen Anhöhen, rechts von Wolschan aufgestellt; dann folgten zwei Divisionen Fußvolk auf dem zweiten Höhenzuge bis gegen Hrtlorzes, und eine dritte Division Fußvolk bildete, nebst wieder 18 Schwadronen, den rechten Flügel dieses zweiten Treffens, nur dreihundert Schritt von dem ersten ab, in gleicher Richtung und Umbiegung. Der Rückhalt, bestehend aus einer Division Fußvolk und 39 Schwadronen, bildete ein drittes Treffen, zwischen dem Vorwerk Stromeck und dem Dorfe Malleschitz so vorgeschoben, daß jenes hinter dem linken Flügel und dieses hinter dem rechten, in schrägem Abstande weit hinausragten. Diese ganze Streitmacht betrug gegen

70,000 Mann, worunter fast 14,000 Reiter, und führte außer dem Regimentsgeschütz, welches über 100 leichtere Stücke zählte, 60 schwere Kanonen. Die Preußen waren ungefähr in gleicher Stärke, nur hatten sie verhältnißmäßig mehr Reiterei und Geschütz.

Schwerin und Winterfeldt kehrten von ihrer Besichtigung des feindlichen rechten Flügels eilig zurück; sie brachten die Meldung, der Boden flache sich dort ab, und sei ganz geeignet für die Reiterei, der Feind aber stehe auf unbedeutenden Höhen, mit offener Flanke, und könne leicht angegriffen und umgangen werden. Der Irrthum, welcher hiebei obwaltete, wurde sehr schädlich. Die Teiche nämlich bei Sterboholy und Hostawitz waren abgelassen, und der schlammige Grund ungangbar, weil er aber mit Hafer besäet war, so gab dies für die Ferne den Anschein von Wiesen, und der Scharfblick beider Feldherren wurde getäuscht. Der König hatte inzwischen sein Heer schon linksab in Marsch gesetzt, und die Truppen bezeigten so viel Eifer und Kraft, daß sie den beschwerlichen Weg von einer starken Meile bis Unter-Potschernitz binnen zwei Stunden zurücklegten, und um 10 Uhr schon der König die Truppenzüge zur neuen Angriffslinie konnte einschwenken lassen.

Spät erst bemerkten die Oesterreicher den Links-abmarsch der Preußen, doch als die Spitzen der preußischen Truppenzüge bei Unter-Potschernitz erschienen, da konnte die Absicht des Königs gegen den österreichischen rechten Flügel nicht mehr zweifelhaft sein. Browne, der sich auf diesem Flügel befand, ließ sogleich beide Treffen raschen Schrittes rechts abmarschiren, die Reiterei trabte bis zu dem Teiche zwischen Unter-Miecholup und Sterboholy, und schwenkte dann ein, so daß der Teich sechshundert Schritt vor ihrem rechten, Sterboholy noch etwas weiter vor ihrem linken Flügel lag. Das Fußvolk rückte in dieselbe Linie, rechts und links von der Wiener Straße, mit der Front gegen Hostawitz, und lehnte den linken Flügel an den Teich von Keyge. Dieser Flügel wurde durch das Erdreich schon geschützt, und es war unnöthig, ihn so weit links anzudrängen, wodurch nun das Uebel entstand, daß das Fußvolk rechts nicht weit genug reichte, und zwischen ihm und der hinter Sterboholy schon aufmarschirten Reiterei ein großer Zwischenraum blieb. Seinerseits ließ der Prinz Karl von Lothringen, der sich auf dem linken Flügel befand, das zweite Treffen desselben gleichfalls rechts abmarschiren, ließ alle 22 Grenadierkompanieen des

zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern eingetheilt standen, herausziehen und eiligst auf den rechten Flügel rücken, um dort die zwischen dem Fußvolk und der Reiterei entstandenen Lücke auszufüllen, zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flügels und die sämmtlichen 39 Schwadronen des Rückhaltes in starkem Trabe auf den rechten Flügel eilen. Diese Bewegungen geschahen mit großer Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach und nach in die Linie, und da sie für den Raum noch nicht genügend schienen, so wurden zur Ausfüllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte geholt; das Geschütz kam in Galopp herbei, und wurde theils auf der Anhöhe Homoly, zwischen der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen begann im Rücken des ersten schon aufzumarschiren, aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und Anstrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den Durchziehenden sehr hinderlich war. Die Reiterei des rechten Flügels aber stand in drei Linien, eine Masse von 12 Regimentern, die sich in der Ebene weit ausdehnte, indem zwischen je zwei Schwadronen immer die Weite einer Schwadron offen gehalten war. Dies geschah vielleicht auch deßwegen,

[illegible]

[illegible]

zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern einge-
theilt standen, herauszziehen und eiligst auf den
rechten Flügel rücken, um dort die zwischen dem Fuß-
volk und der Reiterei entstandenen Lücke auszufüllen,
zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flü-
gels und die sämmtlichen 39 Schwadronen des
Rückhaltes in starkem Trabe auf den rechten Flü-
gel eilen. Diese Bewegungen geschahen mit großer
Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach
und nach in die Linie, und da sie für den Raum
noch nicht genügend schienen, so wurden zur Aus-
füllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte
geholt; das Geschütz kam in Galopp herbei, und
wurde theils auf der Anhöhe Homoly, zwischen
der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der
Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen be-
gann im Rücken des ersten schon aufzumarschiren,
aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und
Anstrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den
Durchziehenden sehr hinderlich war. Die Reiterei
des rechten Flügels aber stand in drei Linien, eine
Masse von 12 Regimentern, die sich in der Ebene
weit a[illegible] indem zwischen je zwei Schwadro-
nen i[illegible] Weite einer Schwadron offen ge-
halten [illegible] geschah vielleicht auch deßwegen,

Spät erst bemerkten die Oesterreicher den Linksabmarsch der Preußen, doch als die Spitzen der preußischen Truppenzüge bei Unter-Potschernitz erschienen, da konnte die Absicht des Königs gegen den österreichischen rechten Flügel nicht mehr zweifelhaft sein. Browne, der sich auf diesem Flügel befand, ließ sogleich beide Treffen raschen Schrittes rechts abmarschiren, die Reiterei trabte bis zu dem Teiche zwischen Unter-Miecholup und Sterboholy, und schwenkte dann ein, so daß der Teich sechshundert Schritt vor ihrem rechten, Sterboholy noch etwas weiter vor ihrem linken Flügel lag. Das Fußvolk rückte in dieselbe Linie, rechts und links von der Wiener Straße, mit der Front gegen Hostawitz, und lehnte den linken Flügel an den Teich von Keyge. Dieser Flügel wurde durch das Erdreich schon geschützt, und es war unnöthig, ihn so weit links anzudrängen, wodurch nun das Uebel entstand, daß das Fußvolk rechts nicht weit genug reichte, und zwischen ihm und der hinter Sterboholy schon aufmarschirten Reiterei ein großer Zwischenraum blieb. Seinerseits ließ der Prinz Karl von Lothringen, der sich auf dem linken Flügel befand, das zweite Treffen desselben gleichfalls rechts abmarschiren, ließ alle 22 Grenadierkompanieen des

zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern eingetheilt standen, herausziehen und eiligst auf den rechten Flügel rücken, um dort die zwischen dem Fußvolk und der Reiterei entstandenen Lücke auszufüllen, zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flügels und die sämmtlichen 39 Schwadronen des Rückhaltes in starkem Trabe auf den rechten Flügel eilen. Diese Bewegungen geschahen mit großer Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach und nach in die Linie, und da sie für den Raum noch nicht genügend schienen, so wurden zur Ausfüllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte geholt; das Geschütz kam in Galopp herbei, und wurde theils auf der Anhöhe Homoly, zwischen der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen begann im Rücken des ersten schon aufzumarschiren, aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und Anstrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den Durchziehenden sehr hinderlich war. Die Reiterei des rechten Flügels aber stand in drei Linien, eine Masse von 12 Regimentern, die sich in der Ebene weit ausdehnte, indem zwischen je zwei Schwadronen immer die Weite einer Schwadron offen gehalten war. Dies geschah vielleicht auch deßwegen,

weil die Schwadronen anfangs sehr schwach waren, indem bei manchen fast die Hälfte der Mannschaft zum Futterholen sich in Prag befand, und erst während der Schlacht wieder einrückte. Der General Graf von Hadik ließ sein Husarenregiment in die Lücke zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und der Reiterei vorrücken, so daß es mit deren Front einen links einbiegenden Haken machte.

Schwerin sah die Bewegung der Oesterreicher, und damit sie ihm nicht zuvorkämen, ließ er seine Truppen stärker antreten, um die Engwege zu gewinnen, durch welche sie vorrücken mußten. Das schwere Geschütz konnte so rasch nicht folgen, und blieb weit zurück. Einer der Adjutanten des Königs ritt an Schwerin heran, dies zu melden, und ihn zu fragen, ob diese Kanonen nicht gleich beim ersten Angriff nöthig sein würden? allein der Feldmarschall antwortete, er könne sie entbehren, und ohne sie mit seinen Fußvölkern den Feind schlagen. Dies Fußvolk des preußischen linken Flügels war unterdeß bei Unter-Potschernitz über den Bach gegangen, zog sich bis gegen Sterboholy, machte nun Halt, und die Bataillone fingen an, in guter Ordnung einzuschwenken. Doch vor dem wirklichen Angriff, etwa um halb 11 Uhr, ritt Schwerin

noch zu dem Könige, sagte, das es nun Zeit sei, ehe der Feind sich völlig in Ordnung gestellt habe, und da er, anstatt einer Antwort, sagt Gaudi, über einige Umstände eine gewisse Unentschlossenheit bemerkte, rief er hastig: „Frische Eier, gute Eier!“ und jagte, ohne weiter eine Antwort abzuwarten, mit verhängtem Zügel zu seiner Reiterei, welche auf der äußersten Spitze des linken Flügels vorrückte. Das Wort Schwerin's, welches an das frühere des Königs erinnert, und wohl daran erinnern wollte, ist glaubwürdig überliefert, auch der König soll es ihm später nacherzählt haben, und wir können dasselbe nicht bezweifeln; aber eben so wenig das des Königs, welches unter Andern auch Retzow erzählt, der dagegen das von Schwerin unerwähnt läßt, und doch sonst nicht eben liebt dem Könige zu überweisen, was Andre aussprechen mögen. Wir sind der Meinung, daß beide Worte recht wohl zusammen bestehen, und beide zu erhalten sind.

Der Angriff begann. Schwerin ließ das erste Treffen in Schlachtordnung vorrücken, das zweite, nach Maßgabe seines Herankommens, sollte sich zur Unterstützung auf den nahen Anhöhen aufstellen. Die Truppen schritten in fester Ordnung, es fiel

eine Kanonenkugel ihm den rechten Fuß, und er wurde bewußtlos weggetragen. Sein Fall erbitterte die Seinigen, statt sie zu entmuthigen, unter dem Zurufe tapfrer Anführer gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die preußischen Grenadiere los, welche, schon erschüttert und vermindert durch das mörderische Geschütz= und Gewehrfeuer, diesem heftigen Anfall nicht Stand hielten, sondern umkehrten und das ganze erste Treffen mit fortrissen; sie kamen schneller über den Bach zurück, als sie herüber gekommen, und suchten die Anhöhen zu gewinnen, wo das zweite Treffen stand; sie ließen das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt, mehrere Fahnen und 12 Kanonen wurde die Beute der Oesterreicher. Diese hatten ihre Patronen großentheils verschossen, doch neuer Vorrath traf ein, und zwei Regimenter Fußvolk rückten nach, das glückliche Gefecht kräftig zu verfolgen. Ihre rechte Flanke wurde zwar im Vorrücken von Sterboholy aus, wohin Winterfeldt Fußvolk und Geschütz geworfen hatte, mit Kartätschen stark beschossen, allein sie griffen das Dorf an, eroberten dasselbe, und nahmen auch hier 2 Kanonen. Der Sieg der Oesterreicher schien auf dieser Seite nicht mehr zweifelhaft.

Bevor wir die Erzählung dieses Kampfes fortführen, müssen wir auf die Ereignisse blicken, welche bis dahin auf andern Punkten Statt fanden. Noch etwas früher, als das Fußvolk des preußischen linken Flügels, kam die Reiterei desselben an den Feind. Sie hatte hinter Sterbohol über einen engen Damm ziehen müssen, der sie nöthigte, ihre Züge zu brechen, und nach dem Uebergange wieder herzustellen. Die österreichische Reiterei sah von ihrer höheren Stellung diesen ganzen Verlauf mit an, und wünschte den günstigen Augenblick zu benutzen, durfte aber nicht angreifen, weil ihre Anführer nicht Befehl dazu hatten. Ungestört entwickelte sich die preußische Reiterei in dem Raume zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und Sterbohol, die linke Flanke durch den Teich gedeckt, die rechte durch das Dorf. Der Aufmarsch geschah in größter Schnelligkeit, und war kaum vollendet, als der Prinz von Schönaich sogleich anzugreifen beschloß. Er wußte, daß der König ihm 20 Schwadronen aus der Mitte zur Verstärkung sandte, aber glaubte diese nicht abwarten zu dürfen, weil er den Feind unterdessen sich immer mehr ausdehnen sah. In bester Ordnung und voller Kraft stürzten die preußischen Küraßiere auf die feindliche

Linie, diese stand ruhig, bis die Preußen auf funfzig Schritt nahe waren, feuerte dann ihre Karabiner ab, und ritt nun dem Stoß entgegen; sie wurde jedoch augenblicklich geworfen, aber eben so schnell durch die zweite Linie ersetzt, die entschlossen anrückte; die Preußen wurden von ihr überflügelt, von Habik außerdem in der Flanke angegriffen, und zum raschen Rückzuge gezwungen. Allein die Oesterreicher folgten nicht, und Schönaich konnte in dem sichern Raume seine Reiter bald wieder ordnen, und auf's neue gegen den Feind führen. Doch dieser zweite Angriff war nicht glücklicher als der erste, in dem erregten großen Staube stürmten sogar Preußen gegen Preußen, und der Feind drängte so heftig an, daß das Gefecht diesmal verloren schien. In diesem Augenblick erschien der preußische Oberst Warnery mit 5 Schwadronen Husaren, die er um den Teich von Unter-Miecholup links herum geführt hatte, den Verfolgern im Rücken und in der Flanke, wodurch sie in Unordnung geriethen und zurückwichen. So gewann Schönaich Zeit, seine Reiterei zum dritten Angriff anzuordnen, doch eben jetzt langten auch die vom Könige gesandten 20 Schwadronen unter Zietens Befehlsführung an, hieben mit Ungestüm

in den Feind, und warfen ihn nach kurzem Widerstande völlig in die Flucht. Noch zuletzt wurden einige österreichische Regimenter, die nicht weichen wollten, durch das preußische Dragonerregiment von Stechow überrannt und gesprengt. Die flüchtigen Reiter warfen sich zum Theil auf das nächststehende Fußvolk, das sie in Unordnung brachten, zum Theil gegen die Sazawa, oder nach Prag. Der Prinz Karl von Lothringen war herbeigeeilt, um die Fliehenden aufzuhalten, wurde aber mit fortgerissen, und inmitten seiner Anstrengung von einem Brustkrampfe befallen, der ihn lange Zeit ohne Bewußtsein ließ; so war denn das österreichische Heer seiner beiden Oberfeldherren beraubt. Dies Reitergefecht konnte jedoch wenig entscheiden, denn gleich den Besiegten verschwanden auch die Sieger vom Schlachtfelde, sie fielen bei Nusle in das österreichische Gepäck und ergaben sich der Plünderung und dem Trunk, so daß sie für den übrigen Theil der Schlacht größtentheils unbrauchbar blieben.

Gleichzeitig mit diesem Kampfe der Reiterei hatte sich aber auch der des Fußvolkes wieder entzündet. Nur das erste Treffen Schwerin's war geschlagen, aber einzelne Regimenter hielten sich

noch, während schon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätschenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch stehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgesetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt schwer verwundet hingesunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des schwierigen Bodens, und suchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch sein eignes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne seines zweiten Bataillons, hob sie empor und rief: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!" Sein Beispiel und Zuruf beseelte die Truppen mit neuem Muthe, sie wanden sich aus dem Engwege heraus, stellten sich rechts desselben in Ordnung, und begannen im Sturmschritt vorzuschreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf diese Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätschenschuß den alten Feldherrn, der sogleich ohne die geringsten Zeichen des Lebens vom Pferde sank. Fünf

Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz, und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war; sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf, und gab sie dem Junker wieder, allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte, und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten, und wandten sich auf's neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeld's, Fouqué's und andrer tapfern Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andre Gestalt nahmen.

Das schwere Geschütz der Preußen war angelangt, zog eiligst durch Unter-Potschernitz, und 16 zwölfpfündige Kanonen und Haubitzen fuhren auf der Anhöhe vor dem Dorfe auf. Während diese zu feuern anfingen, und die österreichischen Grenadiere niederschmetterten, rückte auch das preußische zweite Treffen, 12 Bataillone stark, in's Gefecht. Die österreichischen Grenadiere wollten aber nicht weichen, und unterhielten ein starkes Gewehrfeuer, dem das der Preußen lebhaft antwortete. Den Oesterreichern fehlten bald wieder die Patronen, und sie nahmen deren aus den Taschen der Gefallenen so viel sich noch fanden. Das nächststehende Fußvolk, unter dem General Herzoge von Ahremberg konnte keine mehr abgeben; sie sollten sich der Bajonette bedienen, ließ er den Grenadieren sagen. Gleich darauf aber verließ dies Fußvolk seine Stellung, und marschirte eiligst linksab gegen Kreyge, wo sich bereits ein andrer Kampf heftig entzündet hatte; anstatt des sichern Anhaltens der Ihrigen sahen die österreichischen Grenadiere in ihrer linken Flanke nun preußisches Fußvolk, das von Hostawitz hervordrang; rechts ebenso, anstatt der verschwundenen eigenen Reiterei, eine preußische Reiterschaar, die über Sterbohola hinaus sie im Rücken bedrohte;

in der Front aber rückten immer mehr preußische Bataillone in's Feuer; der König selbst hatte sich hier eingefunden, die ganze preußische Linie war im Vorrücken. Die österreichischen Grenadiere, hier allein noch immer auf dem Platze, ohne Patronen, ihrer meisten Offiziere beraubt, auf die Hälfte zusammengeschmolzen, mußten endlich weichen. Sie zogen sich anfangs in guter Ordnung zurück, 8 genommene Fahnen und von den eroberten Kanonen 5 mitführend; diese tapfern Kerntruppen allein hatten das Schicksal des Tages eine Zeit lang zweifelhaft gemacht. Als ihr Rückzug sich zu beeilen und zu verwirren begann, wollte der König sie durch Reiterei verfolgen lassen, aber nur eine geringe Schaar war aufzubieten, und diese bald bei einem Engwege gehemmt.

Inzwischen hatte schon früher der König, die Höhe bei Hlaupetin als den Schlüssel der feindlichen Stellung erkennend, auch dort zum Angriff überzugehen, und dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig mit dem rechten Flügel vorzurücken befohlen. Doch der General von Manstein, in ungeduldiger Tapferkeit, war dem Befehl noch zuvorgekommen und hatte den Angriff unbedacht schon eröffnet; er führte 3 Grenadierbataillons und 2 Fußregimenter

Itzenplitz und Manteuffel zum Sturm heran; im heftigsten Kartätschenfeuer erklommen sie mit gefälltem Bajonett die steile Höhe, hielten vor den Verschanzungen eine Weile an, gaben einigemal Gewehrfeuer, besetzten dann im erneuten Anlauf die Schanzen, die mittlerweile geräumt worden waren, und gingen allmählig auf dem schmalen Höhenzuge gegen Hrdlorzez vor. Der Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog von Bevern hatten das voreilige Unternehmen mißbilligt, rückten aber nach, um den Angriff zu unterstützen.

Das preußische Fußvolk, welches von Hostawitz herankam, hatte sich durch Unter-Potschernitz durchgezogen, und nahm nun an dem Kampfe lebhaft Antheil. Der Herzog von Bevern befehligte diese Truppen, schlug die österreichischen Bataillone, auf die er traf, und die anfangs tapfer widerstanden, aus dem Felde, und rückte in Gemeinschaft mit dem linken Flügel, der eben die österreichischen Grenadiere geworfen hatte, gegen Malleschitz vor.

Auf die Höhe von Hloupetin ließ nun der König Geschütz auffahren, um die Flanke des bei Kejje noch stehenden Feindes zu beschießen, den er auch sogleich in der Front anzugreifen befahl. Sein Bruder Prinz Heinrich führte die Hauptstärke

des preußischen rechten Flügels zu diesem Angriff. Ein Truppenzug rückte durch das Dorf Keyge, ein zweiter durch den Zwischenraum der Teiche, ein dritter über den Damm nächst Hoslawitz; der Marsch war schwierig und langsam, die Truppen mußten ihre Ordnung brechen, Geschütz und Pferde kamen mühsam durch; die Oesterreicher hatten diese Zugänge freigelassen, welche bei einiger nachhelfenden Befestigung durch geringe Mannschaft hätten vertheidigt werden können. Doch die Preußen stießen auch hier auf einen entschlossenen Feind, er empfing sie mit Kartätschenhagel und Gewehrfeuer; inmitten dessen sie aber ihre Ordnung wiederherstellten, und unerschrocken zum Angriff vorrückten. Zwei Divisionen österreichisches Fußvolk, unter dem Feldzeugmeister Grafen von Königsegg, hielten hier muthig Stand, und wiesen die erneuerten Stürme der Preußen kräftig ab. Dies war der hartnäckigste und blutigste Kampf der Schlacht, auf beiden Seiten der Verlust ungeheuer. Das preußische Regiment von Winterfeldt erstürmte eine österreichische Batterie, verlor dabei 1000 Mann vergebens, und wollte auf's neue stürmen, da kam das Grenadierbataillon von Wreden jenes abzulösen, und die Grenadiere riefen: „Kammeraden, laßt nun uns

heran! Ihr habt Ehre genug!“ Aber auch dieses Bataillon verlor die Hälfte seiner Leute, und mußte erfolglos zurück. Doch endlich ermatten die Oesterreicher, sie sehen überall die Preußen anrücken, sie sehen keinen Rückhalt, glauben sich verloren, und ganze Regimenter nehmen aufgelöst die Flucht.

Königsegg zieht die ihm noch verbleibenden Truppen zurück, und giebt ihnen eine neue Aufstellung auf den Höhen hinter Malleschitz und Nowy Straschnitz. Mittlerweile rückt eine frische Division, vom General von Clerici geführt, über die Schlucht von Malleschitz wieder hinaus, und einige Bataillons besetzen den Taborberg, den eben auch die Preußen unter Manstein ersteigen wollen. Ein neuer blutiger Kampf entspinnt sich hier. Clerici wird schwer verwundet, General Peroni, der unter ihm befehligt, todtgeschossen, die Truppen fechten ohne Zusammenhang, überall fehlt Unterstützung, die noch vorhandenen bedeutenden Kräfte bleiben ungenutzt, und die Preußen dringen unablässig vor; der Herzog Ferdinand von Braunschweig erstürmt den Taborberg, der Herzog von Bevern, nach einem ersten Mißlingen, im zweiten Anlaufe die Batterie von Malleschitz, der König ordnet die ganze Mitte und den linken Flügel in neue Schlachtord-

nung, das zweite Treffen rückt überall mit in die erste Linie, diese marschirt immer vorwärts, und treibt den Feind vor sich her gegen Prag.

Seit Anfang der Schlacht standen als erstes Treffen des linken Flügels 17 österreichische Bataillons und 17 Grenadier-Kompanien nebst 20 Schwadronen Reiterei ungebraucht auf dem Ziskaberg, sie hatten keinen Befehl erhalten. Als die Flucht der Geschlagenen die Gegend von Wolschan erreichte, und die Gefahr näher kam, stiegen jene Truppen den Berg hinab und machten Front gegen die Preußen. Die österreichischen Küraßiere und Dragoner unter dem Grafen Odonnel eilten im Galopp herbei, und griffen das preußische Fußvolk ungestüm an; sie erlitten großen Verlust, gewannen aber ihrem Fußvolke Zeit, sich vorwärts von Wolschan in mehreren Linien aufzustellen. Nun kam indeß auch preußische Reiterei wieder zum Vorschein, die des linken Flügels kehrte theilweilweise vom Plündern des Gepäckes zurück, und wiewohl noch in großer Unordnung, so daß Zieten dem Könige sagte, er könne nicht 100 nüchterne Husaren auftreiben, bedrohte ihr Heranschwärmen doch die rechte Flanke des Feindes, und beförderte dessen Flucht; die Reiterei des rechten Flügels, die

bisher des ungünstigen Bodens wegen noch nicht gebraucht worden war, hatte der König herbeiho-len lassen, um hier den letzten Widerstand der Oesterreicher zu brechen. Das Kürassierregiment von Schönaich, im vollen Trabe, kam zuerst an, erhielt von dem Major von der Marwitz, Adjutanten des Königs, die Weisung, sogleich das österreichische Fußvolk anzugreifen, stürzte im Galopp auf die feindliche Linie, wurde aber zweimal durch deren Gewehrfeuer zurückgetrieben, und im Zurücksprengen von dem eignen Fußvolk verkannt, dessen Gewehrfeuer ihm 130 Mann nebst mehreren Offizieren kostete. Doch die fliehenden Schaaren der Oesterreicher, aufgelöst und verfolgt, kamen immer ungestümer und dichter heran, und rissen zuletzt die noch stehenden mit fort. Alles eilte gegen Prag hin, nur wenige Regimenter Fußvolk und Reiterei hielten noch Stand, und konnten den Rückzug dek-ken, den am meisten die Weinberge und Gärten begünstigten, so wie die Engwege, welche der preußischen Reiterei schneller vorzudringen unmög-lich machten.

Der Prinz Karl von Lothringen war inzwischen auf dem Wischehrad, wo man ihm zur Ader gelassen hatte, wieder zur Besinnung gekommen, und

wollte in die Schlacht zurückkehren. Er sprengte auf das Kornthor zu, und drang durch die ihm entgegen kommenden Flüchtlinge, die dasselbe sperrten, mit Mühe endlich hinaus, allein nur um in noch dichtere fliehende Schaaren verwickelt zu werden, mit denen er wider Willen in die Stadt zurück mußte; eben so wenig gelang ihm durch das Roßthor hinauszudringen, und bald sah er auch den größten Theil des Ueberrestes seiner Truppen innerhalb der Stadt. Ein Versuch, über die Moldaubrücke durch das Aujester Thor auf die Straße von Königssal zu gelangen, mißglückte, weil die Preußen unter Keith jenseits die Kleinseite wachsam umstellt hielten. Keith hatte früher Befehl vom Könige erhalten, den Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen oberhalb Prag bei Branik über die Moldau gehen zu lassen, um von dieser Seite angreifend die Niederlage des Feindes zu vervollständigen; allein die Brückenschiffe wurden in den Richtungen, durch welche der Prinz sie, in der Meinung Zeit zu gewinnen, fahren ließ, allzu lange aufgehalten, und als sie endlich anlangten, so reichten sie für die Breite des Stromes nicht aus, dessen Anschwellung auch das Durchschwimmen der

Reiterei, welches Seydlitz versuchen wollte; unmöglich machte. Jetzt dienten diese Truppen trefflich, den Prinzen von Lothringen mit mehr als 50,000 Mann, die sich in Prag angehäuft hatten, von dieser Seite einzuschließen, während auf der andern das siegreiche Heer des Königs die Stadt in großem Halbkreise umlagerte.

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Krieges diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe, nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten, und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zer-

fiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwicklung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königes selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unsern Helden inmitten des wüthensten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der, aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sei geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange

der Schlacht beschäftigt, wandte alle Aufmerksamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umständen entsprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entschieden war, athmete er wieder auf, und überließ sich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte seinen Bruder den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, stieg vom Pferde, und setzte sich mit sichtbarer Traurigkeit auf den grünen Rasen, der seitwärts am Wege sich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erstickter Stimme, der Feldmarschall Schwerin ist todt!" und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erstern befanden sich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holstein, Manstein und Anhalt.

Inzwischen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und untersucht, da sich denn die Gewißheit ergab, daß er in demselben Augenblicke getroffen und todt gewesen sein müsse. Man brachte die Leiche darauf in das Kloster St. Margaretha, wo sie einbalsamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und stand in schweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen

und die Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief. Schwerin's ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem Könige das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt wurde, geschah dies mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater. Der englische Gesandte Mitschell schrieb in einem Briefe vom 6. Mai, dem Tage der Schlacht selbst: „Das ganze Heer ist in Thränen über den Verlust Schwerin's." Am 14. Mai traf der Leichenzug in Dresden ein, zugleich mit den in der Schlacht von Prag eroberten Fahnen und Standarten. Am 20. Mai gelangte der Zug nach Frankfurt an der Oder, wo er von Seiten der Bürgerschaft mit großer Feierlichkeit empfangen und in die bisherige Wohnung Schwerin's, das Schumacher'sche Haus, geführt

wurde. Die Universität, Professoren und Studirende, der Magistrat, die Geistlichkeit, und die französische Kolonie, schlossen sich hier an. Am 22. wurde ein Dankfest wegen des bei Prag erfochtenen Sieges gefeiert, darauf von dem Doktor der Rechte von Toll eine kurze Standrede bei dem Sarge gehalten, und dann, unter Glockengeläut und Absingen des geistlichen Liedes: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht," so wie unter dreimaligem Gewehrfeuer, die Leiche nach Pommern abgeführt, wo sie auf herkömmlich standesmäßige Weise in dem Erbbegräbniß zu Wussecken bei Schwerinsburg beigesetzt wurde.

Aus seiner zweimaligen Verheirathung überlebten ihn keine Nachkommen; zwei Söhne und eine Tochter, welche er von seiner ersten Frau hatte, starben in jungen Jahren; von seiner zweiten Frau hatte er keine Kinder. Sie starb erst am 14. Februar 1776 zu Anklam im zweiundachtzigsten Jahre, nachdem sie ihn als Wittwe fast einundzwanzig überlebt; sein letzter Wille, zwei Jahre vor seinem Tode zu Anklam niedergelegt, hatte sie reichlich bedacht. Seine Güter hinterließ er den drei Söhnen seines ältern Bruders, des preußischen Landjägermeisters Hans Bogislav von Schwerin.

Seinen Heldengeist aber vererbte er auf eine natürliche Tochter, die sein Adjutant Major von Stedingk zur Frau genommen hatte; dieser, in der Schlacht von Prag an der Seite Schwerin's verwundet, und für die Folge undienstfähig, nahm den Abschied, und lebte zurückgezogen auf dem kleinen Rittersitz Lentschow bei Wolgast in Vorpommern, wo er, wie Arndt berichtet, des wunderlichsten und eigenthümlichsten Karakters, seine beiden Söhne hart und streng, ja ganz soldatisch bloß zu Soldaten erzog; diese Enkel Schwerin's machten später im schwedischen Dienste, der ältere als General, der jüngere als Admiral, ihren Namen berühmt.

Schwerin war von kleiner Gestalt, dabei wohlgebildet und gewandt, von freundlichem und muthigem Gesichtsausdruck, der im Alter nur noch entschiedener sich als Milde und Ehrwürdigkeit darstellte. Durchaus sanguinischen Temperaments, war er stets aufgeweckt und regsam, voll Thätigkeit und Eifer, ein Feind des Müßigganges, des langen Schlafes, und jeder Verzärtelung. Er hatte sich sehr abgehärtet, und ertrug die Kriegsbeschwerden vortrefflich. Im Fechten und Tanzen war er Meister, und liebte letzteres auch im hohen Alter noch.

Zu Pferde zeigte er sich im vollen Glanze kriegerischen Anstandes. In allem, was er vornahm, wußte er Lebhaftigkeit und Würde zu verbinden. Leicht reizbar, konnte er auch in heftigen Zorn entbrennen, und dann seine Umgebungen mit Furcht und Scheu erfüllen, wie denn überhaupt im Dienste strenger Ernst bei ihm vorwaltete, und hier seine Einsicht und Erfahrung auch gegen Gleichstehende und Höhere, ja gegen den König selber gern den Ton des Meisters annahm. Leicht gekränkt, und äußerst empfindlich, trat er grollend zurück, wenn er seine Meinung verworfen sah, oder sein Ansehen mißachtet glaubte, und seinem Unwillen noch Schranken gesetzt fand. In allen Lebensverhältnissen hielt er fast allzu streng auf seine wirklichen oder vermeintlichen Gerechtsame, und galt daher für eigennützig und streitsüchtig, indem er allerdings, wie schon erwähnt, viele Gerichtshändel mit seinen Nachbarn hatte, und in dem Rufe stand, manches schöne Stück Feld zur Ausrundung seiner Güter auf dem Rechtswege erworben zu haben. Bis zum entschiednen Hasse stieg seine Leidenschaft doch wohl nur in zweien Fällen, gegen den alten Fürsten von Anhalt-Dessau, der wirklich sein erklärter Widersacher war, voll Bosheit und mit absichtlicher

Geringschätzung von ihm sprach, sein Verdienst herabsetzte, und ihn kurzweg den Windbeutel zu nennen pflegte; und gegen den Präsidenten des Tribunals und nachmaligen Großkanzler von Cocceji, dem er die bereits erwähnte Kränkung der Frau von Knyphausen und die gegen ihn selber fortdauernd ausgeübte, und allerdings sogar pflichtwidrige Gehässigkeit nicht verzeihen konnte.

Sein Naturell verleitete ihn leicht zur Aufwallung, und führte ihn auch auf Abwegen der Sinnlichkeit weiter, als es mit seinen Grundsätzen und seiner Frömmigkeit vereinbar gedacht werden möchte. Wir haben schon angedeutet, daß er mit seinen beiden Frauen in glücklicher und zärtlicher Ehe lebte, jedoch darum nicht weniger auch um andrer Frauen Gunst sich bewarb, und Verhältnisse einging, die nicht verborgen bleiben konnten. So hatte er, wenigstens in früheren Jahren, auch dem Spiele sich leidenschaftlich ergeben, und große Summen bald gewonnen, bald verloren. Diese Leidenschaften, gegen welche ohnehin jene Zeit nicht allzu streng war, wie es auch die unsrige, trotz manches eifernden Bemühens, nicht sein will, wurden natürlich durch die zunehmenden Jahre gemäßigt, und schwanden im Alter gänzlich.

Seine Frömmigkeit dagegen, von frühster Jugend voll aufrichtigen Eifers, befestigte sich mit den Jahren mehr und mehr. In dem Lutherischen Glauben erzogen und gründlich unterrichtet, liebte er doch auch in andre Bekenntnisse prüfend einzudringen, und läugnete das Gute nicht, welches er außerhalb des seinigen zu finden glaubte. Er konnte die verschiedensten Religionsmeinungen ruhig ertragen, nur muthwillige Freigeisterei, welche des Christenthums entbehren zu können wähnte, war ihm zuwider, und er trat den Aeußerungen dieser Denkart immer ernsthaft entgegen. Dies war kein geringer Muth in damaliger Zeit, wo jene Denkart mit allem Glanze des Witzes und dem Ansehn reizender Neuheit herrschend zu werden anfing, und schon so verbreitet war, daß, wie Kalckreuth erzählt, bei mehr als zwanzig in der Schlacht von Prag gebliebenen preußischen Offizieren Voltaire's berüchtigtes Heldengedicht gefunden wurde. Für die katholischen Kirchensachen hatte Schwerin sich die Ansichten des Serviten Paul-Sarpi angeeignet, und verehrte dessen Schriften ungemein, aus denen er einst in Böhmen, bei einer heitern Erörterung mit einem katholischen Prälaten, zur Verwunderung aller Anwesenden, die schlagendsten Beweisgründe

für seine Meinung anführte. Alle Prüfungen und Vergleichungen befestigten ihn aber nur im Lutherischen Glauben, dem er unverbrüchlich treu blieb. Er verrichtete alle Morgen, bevor er zu Pferde stieg, sein stilles Gebet, und übergab sich und seinen Dienst der Aufsicht des Allerhöchsten. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er eifrig, und hielt auch seine Leute fleißig zur Kirche an; auf seinen Gütern und bei dem Regiment, im Kriege wie im Frieden, war er stets ein erweckendes Beispiel frommer Andacht. Den Kern des Christenthums wollte er nicht in bloßer Sittenlehre finden; einst, nach Anhörung einer ihm in diesem Betreff nicht genügenden Predigt, enthielt er sich nicht dem Prediger zu sagen: „Lieber Herr, Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine christliche Predigt gehalten.“ Mit besonderer Achtung begegnete er den Geistlichen, und liebte sehr mit ihnen sich zu unterhalten. Er hatte das Glück, auf seinen Gütern deren sehr würdige zu haben; unter andern zwei, deren Namen nachher durch ihre Söhne berühmt geworden, Adelung, den Vater des Sprachforschers, und Sprengel, den Vater des Arzneigelehrten. Die Geistlichen waren auch ihm aufrichtig ergeben, und wiesen gern auf ihn als auf das Muster eines christ-

lichen Helden hin. Johann Gottlieb Töllner hat durch eine besondere Schrift, die den Titel führt: „Ein Christ und ein Held," Schwerin's Gottseligkeit im reinsten Lichte darzustellen versucht.

An Bildung und Kenntnissen stand er nicht zurück, im Gegentheil übertraf er darin die meisten seiner deutschen Kriegsgefährten. Sein Aufenthalt auf der Universität hatte ihm wenigstens wissenschaftliche Uebersichten gewährt; er unterhielt sich gern, und nicht ohne Geschick, mit Gelehrten, sah die Professoren der Universität zu Frankfurt an der Oder öfters an seiner Tafel, und nahm sich auch der Studierenden, deren ihm manche besonders empfohlen waren, fürsorglich und wohlthätig an; mit der ganzen Universität daselbst lebte er in ungestörter Eintracht, und Zwiste mit den Offizieren oder Soldaten des Regiments kamen nicht vor, oder wurden friedlich beigelegt; auch hierin ganz das Gegentheil des alten Dessauers, dem in Halle fast kein Tag ohne Unfug und Hader verging. Schwerin war in Sprachkenntnissen für damalige Zeit unterrichtet genug, er wußte Latein, Italiänisch und Französisch, das letztere sprach und schrieb er in aller dem Weltgebrauche dienlichen Fertigkeit. Der Marquis von Gisors, Sohn des französischen

Marschalls Belle-Isle, der ihn auf Schwerinsburg besuchte, glaubte in der so geschmackvollen als glänzenden Aufnahme und in dem lebhaften Gespräche seines Wirthes alle Vorzüge seiner eignen Landsleute wiederzufinden. Dafür verdarb, nach der üblen Sitte, die sich in allen Ueberlieferungen jener Zeit widerwärtigst abspiegelt, auch Schwerin durch häufig eingemischte französische Worte und Wendungen sein gutes und derbes Deutsch. Daß er eine Kriegskunst geschrieben habe, wie von Gottsched berichtet wird, der es von einem Oberstlieutenant von Bugenhagen erfahren haben will, ist wohl zweifelhaft. Ein in Wien und Leipzig im Jahre 1779 herausgekommenes Buch „Gedanken über einige militairische Gegenstände" trägt mit Unrecht den Namen Schwerin's, ein Major von Golz soll es verfaßt haben.

Ein heller Verstand und rascher Scharfblick, eine sichere Beurtheilung und maßvolle Besonnenheit, mußten ihm in allen Verhältnissen und Thätigkeiten des Lebens zu Statten kommen, und befähigten ihn eben so zum Staatsmann und Diplomaten, als zum Feldherrn, welches letztere ohnehin, wenn er vollständig sein soll, immer auch die ersten beiden in sich vereinigen muß. Wir haben gese-

hen, daß Schwerin von dem Herzoge von Mecklen-
burg und später von dem Könige von Preußen in
mancherlei Verhandlungen gebraucht wurden, Fried-
rich der Große hat ihn bei seinen wichtigsten
Staatsangelegenheiten immer aufs neue zu Rath
gezogen. Sein Benehmen, welchem weder Klug-
heit, noch nöthigen Orts selbst eine Art von Ver-
stellung scheint gefehlt zu haben, flößte vor allem
Achtung und Zutrauen ein, und immer bewahrte
sich darin ein Grund von Redlichkeit, auf dem
auch der Feind sicher stehen konnte. Seiner klu-
gen Anstalten zur Verpflegung der Truppen, zur
damals so wichtigen Errichtung von Magazinen,
wie seiner geschickten, schonungsvollen und einträg-
reichen, besonders aber uneigennützigen Kriegsver-
waltung feindlicher Länder, ist schon öfters gedacht
worden.

Alle Vorzüge und der höchste Ruhm Schwe-
rin's vereinigen sich in seiner Eigenschaft als
Kriegsmann, als Feldherr. Kein wesentliches, kein
wünschenswerthes Erforderniß in diesem Betreff, ist
ihm jemals abgesprochen worden. Er hatte das
Kriegshandwerk gründlich erlernt, die großen Hel-
den seiner Jugendzeit, Eugen von Savoyen, Marl-
borough und Karl den Zwölften in der Nähe ge-

sehen; Anschauungen aus den verschiedensten Gebieten, Völkern und Gegenden, dienten seinem reifen Urtheil. Was er mit ruhiger Ueberlegung geprüft und gewählt, das führte er mit raschem Muth unerschrocken aus. Seine persönliche Tapferkeit, in allen Gelegenheiten bewährt und glänzend, hatte noch im Alter frisches Jugendfeuer. Im Feldzuge 1756 sah er preußische Husaren sich anschicken, feindliche Reiterei anzugreifen, voll Eifer setzte der alte Feldherr sich an die Spitze der Husaren, allein sein Adjutant Major von Platen, der sich viel mit ihm herauszunehmen durfte, faßte das Pferd desselben am Zügel und wandte es zurück, indem er sagte: „Hier ist Ew. Excellenz Posten nicht.“ Die Husaren griffen an, warfen den Feind, und brachten den österreichischen Obersten Giannini als Gefangenen.

Zum besondern Ruhme wird unserm Helden seine Menschenfreundlichkeit angerechnet, sein wohlwollendes und gütiges Benehmen, das er auch im Kriege zu behaupten wußte. Gewiß, er fand kein Gefallen an Grausamkeit und Härte, er haßte unnützes Toben und Schimpfen, er wollte den Bürger und Bauer wie den Soldaten menschlich behandelt, und auch den Feind geschont wissen, soweit

die kriegerischen Zwecke dies nur irgend gestatteten. Die Soldaten liebten in ihm, nächst dem Führer zu Sieg und Ruhm, auch den sorgenden Vater, dem ihr Wohl am Herzen lag, der ihnen unnöthige Anstrengungen und Entbehrungen nicht zumuthete, und ihr Blut nicht freventlich verschwendete. Doch war darum seine Strenge im Dienst nicht weniger gefürchtet, man wußte, daß hier keine Milde zu hoffen war, und daß namentlich vor dem Feinde keine Rücksicht galt, als die des augenblicklichen Erfordernisses. Er ist in diesem Betreff sogar der Härte beschuldigt worden. Folgendes Beispiel erzählt Kalckreuth, das ihm Seydlitz selber, der es erlebte, mitgetheilt hat. Als Schwerin im Jahre 1744 bei Prag den Ziskaberg erstürmt hatte, wollte er wissen, von welcher Stärke das Geschütz auf dem nächsten Festungswalle sei, und befahl dem damaligen Stabsrittmeister von Seydlitz, den er statt eines andern Offiziers, mit dem er unzufrieden war, zum Anführer seines Vortrabs gemacht hatte, mit etwa 300 Reitern in den nur ein paar hundert Schritt breiten Raum zwischen dem Berg und dem Walle vorzurücken. Seydlitz gehorchte, ließ aber seine Leute, die als dichte Masse das unfehlbare Ziel der Kartätschenschüsse gewesen

wären, möglichst vereinzelt umherschwärmen, und immer in Bewegung bleiben. Zwei Stunden ließ ihn Schwerin dort im gefährlichen Versuch; dann befahl er, ihn zurückzurufen. Seydlitz kehrte wieder ohne einen Mann verloren zu haben, und Schwerin lobte ihn zwar wegen seiner Geschicklichkeit, setzte aber doch mißvergnügt hinzu, wenn die Mannschaft wäre zusammengehalten worden, so würde der Zweck erreicht worden sein. So befahl er ein andermal beim Angriffe des Schlosses Patschkau in Schlesien dem Ingenieurmajor von Rege, mit einer Batterie ohne alle Deckung offen auf dem Pflaster aufzufahren, dem gewissen Tode entgegen, welcher auch den tapfern Offizier, der augenblicklich gehorchte, auf der Stelle traf. Mochte sich Schwerin in diesen Beispielen auch rechtfertigen lassen, so ist er doch kaum zu entschuldigen in einem andern Falle, wo er durch ehrverletzenden Zweifel eine traurige Selbstopferung erzwang. Er hatte den Hauptmann von Miltitz, einen wackern Husarenoffizier, mit 50 Zieten'schen Husaren nach Ottmachau zur genaueren Erkundung der feindlichen Stellung ausgesandt; dieser kehrte wieder, und meldete er könne nicht vorrücken, weil das Regiment Liechtenstein in Schlachtordnung ihm den

Weg versperre: „Wahrscheinlich fehlt die Kourage,“ versetzte Schwerin, worauf Millitz erwiederte: „die werd' ich Ew. Excellenz gleich beweisen,“ und nun mit seiner geringen Mannschaft gegen das Regiment ansprengte, wo er vor der Fronte erschossen wurde. Als ganz willkürliche Härte erscheint aber seine Anrede an einen jungen Mann, der in Frankfurt an der Oder studirte, und ihm vorgestellt zu werden wünschte; derselbe war der Sohn eines bei dem Könige sehr in Gunst gewesenen Generals, und ist selber späterhin als Diplomat namhaft geworden; gegen den Vater mochte Schwerin gegründete Anklagen haben, aber nichts berechtigte ihn, den Sohn — wie ebenfalls Kalckreuth berichtet — mit den grausamen Worten zu empfangen: „Ich wünsche, daß Sie ein ehrlicherer Mann werden, als Ihr Vater.“

Im Allgemeinen möge hier bedacht werden, daß alles Befehlführen und Herrschen, mögen die Sitten und Einrichtungen noch so menschenfreundlich und milde sein, zuletzt auf strenger Gewalt ruht, und ohne den scharfen Stachel gebieterischer Obmacht nicht bestehen kann. Wo Kriegswesen ist, da kann schreckender Befehlsernst, da kann augenblicklicher, vollständiger Gehorsam nicht entbehrt

werden, und wo die Menschen zu Tausenden in Tod und Wunden vorbringen sollen, da muß der Einzelmensch nicht allzu viel gelten, da muß mit der eignen Person auch die fremde rücksichtslos behandelt werden. Das preußische Kriegswesen aber stand damals, nicht ohne Zusammenhang mit der Größe der staunenswerthen Leistungen und Erfolge, auf der höchsten Stufe eiserner Strenge, und führte seine Angehörigen zu Gewöhnungen, in welchen auch der sonst sanfte Schwerin sich vergessen, und sie am ungeeigneten Orte konnte hervorbrechen lassen.

Uebrigens hatte der höheren Befehlsmacht auch der Feldmarschall sich zu unterwerfen, und fühlte nicht selten die ganze Schwere ihres harten Druckes. Es ist schon andern Ortes das Verhältniß des Königs zu seinen Generalen besprochen worden, und daß auch die besten und ausgezeichnetsten seinen Unmuth und seine Herbheit erfahren mußten. In Dienstsachen schützte auch nicht die Gunst, deren Winterfeldt genoß, so wenig wie seine außerordentliche, fast nie im Fehl betroffene Leistung, ihn gegen die entschiedene Zurückweisung auf die Stufe, die der bloße Dienst ihm gab. Auch gegen Schwerin sehen wir den König, wo es Befehl und Un-

terordnung gilt, oft von auffallender Schärfe, die uns bisweilen ganz unverdient dünkt. Doch hier ist zu bedenken, daß die so unerläßlich nothwendige Einheit der Befehlführung sich im Kriege schon immer gefährdet findet, und daß sie nur mit äußerster Anstrengung erhalten bleibt; dem Wirkungskreise der Generale ist eine Beimischung von Selbstmacht und Selbsturtheil niemals abzusprechen, und unwillkürlich streben Einsicht und Tapferkeit zur Mitherrschaft empor, welche der Oberbefehlshaber doch ablehnen muß. Er wird jene Einwirkung wohl oft gestatten und ihren Ertrag dankbar hinnehmen, allein ausdrücklich zugestehen darf er sie nie. Daher die stete Sorge, die Stufen des Dienstes noch ganz oben zu vervielfachen und streng zu sondern, und die obersten doch wieder leer zu lassen, wie Ludwig der Vierzehnte keinen Konnetable, Friedrich späterhin keinen Feldmarschall mehr ernannte. Bei Friedrich erscheint überdies in dem Feldherrn auch der König, und er hatte in jener Eigenschaft auch diese stets zu wahren. Wir sehen daher in solchen Vorfällen, aus denen man gewöhnlich einen Tadel für die eine oder die andre Seite ziehen will, nur den Ausdruck einer Nothwendigkeit, die dem Verhältniß

angehört. Daß der König im geselligen Umgang und geistigen Austausch ein ganz andrer war, als im Kriegsdienst und der Staatsverwaltung, liegt in tausend Zeugnissen am Tage. Auch für Schwerin sehen wir ihn bei jeder solchen Gelegenheit hohe Achtung nnd Berücksichtigung, ja sogar zarte Aufmerksamkeit bezeigen. Selbst ein äußeres Merkmal unterscheidet die verschiedenen Beziehungen; wo das Gespräch und der Briefwechsel französisch geführt werden, da ist immer das dienstliche Verhältniß gegen das persönliche schon zurückgetreten.

In seinen Schriften gedenkt der König Schwerin's fast immer mit rühmlichster Anerkennung. Nur an ein paar Stellen blickt Unzufriedenheit und Tadel hervor. Das Verdienst kriegskundiger Einsicht und Erfahrung spricht er ihm unbedingt zu. Das größte Lob ergießt er für ihn bei Erzählung seines Todes, wo er von seiner Hingebung sagt: „terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvrait d'un nouveau lustre," und, nach Aufrechnung des preußischen in der Schlacht gebliebenen Kriegsvolkes, hinzufügt: „sans compter le maréchal de Schwérin, qui seul valait au-delà de dixmille hommes. Sa mort flétrissait les lauriers de la victoire, achetée par un sang

trop précieux." Auch Prinz Heinrich ist voll seines Lobes; auf dem in Rheinsberg den preußischen Helden errichteten Denkmal wird Schwerin bezeichnet als: „L'honneur de son siècle, et le bouclier de la patrie. Il a réuni toutes les qualités civiles et militaires. Les ennemis qu'il a combattus n'ont pu lui refuser leur admiration." Von allen Seiten wurde zu seinem Ruhm eingestimmt; sein alter Feind, der Fürst von Anhalt-Dessau, war vor ihm hingestorben, ohne seinen Haß vererben zu können; dem Neid und der Eifersucht jüngerer Nebenbuhler entging Schwerin durch seinen eignen Tod, der, gleich im Beginne des zweiten Feldzugs, ein früher heißen kann, aber durch den ganzen siebenjährigen Krieg mächtig fortklang, und mit dem Ruhme des Königs und der Preußen nur immer höher wuchs. Kein Schriftsteller hat ihn zu verkleinern gesucht, welches fast keinem andern Feldherrn, ja dem Könige selbst am wenigsten, erspart worden.

Friedrich ehrte den Helden durch Errichtung einer marmornen Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, der ersten dieser Art im preußischen Staate. Der Bildhauer Adam aus Nancy, der damit beauftragt wurde, starb über der Arbeit,

und Michel aus Paris beendete sie; der Held, halbrömisch gekleidet, ist im Augenblicke des Vordringens mit der Fahne in der Hand dargestellt. Am 28. April 1769 wurde die Bildsäule öffentlich enthüllt, und am genannten Tage nahm der König sie in Augenschein. Ein besonderes Denkmal ließ einer seiner Großneffen ihm zu Schwerinsburg errichten. Ein schönes Oelgemälde, Schwerin in ruhiger Stellung auf einem Rasen sitzend, von der geschickten Hand des Hofmahlers Pesne ausgeführt, befindet sich ebendaselbst. Zwei Gemählde von berühmten Meistern stellen seinen Heldentod vor. Das eine, von Bernhard Rode, wurde schon im Oktober 1761 in der Garnisonkirche zu Berlin aufgehängt; das andre, von Frisch, erregte auf der Kunstausstellung des Jahres 1787 in Berlin allgemeine Theilnahme, und wurde darauf von Daniel Berger in Kupfer gestochen. Beide Gemählde haben jedoch den geschichtlichen Vorgang nicht ganz getreu, sondern mehr nach mahlerischem Erforderniß aufgefaßt. Sonstiger Kupferstiche, die Schwerin's Bild oder seinen Tod vorstellen, giebt es noch eine große Zahl, verschieden an Werth, wie an Format. Sein Name lebt im Munde des Volkes, und manches soldatische Lied feiert seine

Tapferkeit und seinen Tod. Von den Dichtern seiner Zeit haben besonders Gleim und Ramler seinen Ruhm erhoben, und noch in den Siegespreis der Helden unsrer Tage hat Stägemann rühmend ihn verflochten.

Auch Kaiser Joseph der Zweite hat das Andenken Schwerin's gefeiert, und am 7. September 1776 bei Prag die Stelle, wo derselbe gefallen, und die schon früher durch einen Baum war bemerkbar erhalten worden, in Augenschein genommen, sodann von den zur Kriegsübung ausgerückten Truppen 5 Grenadierbataillons einen Kreis bilden und durch dreimaliges Abfeuern des Kleingewehrs und des Geschützes dem Helden die militairischen Ehren erzeigen lassen, wobei der Kaiser jedesmal zum Zeichen der Achtung den Hut abnahm. Friedrich empfand diese Bezeigung in ihrer hohen Würdigkeit, hielt jedoch nicht für angemessen in eigner Person dafür zu danken, sondern forderte die Familie auf, dies durch ein Schreiben an den Kaiser zu thun, zu welchem Behuf er den Entwurf desselben gleich beifügte. Er schrieb unter dem 22. September 1776 aus Potsdam hierüber an den Oberstallmeister Grafen von Schwerin wie folgt: „Ich weiß nicht, ob Ihr bereits wisset,

daß des römischen Kaisers Majestät das Andenken meines General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin in dem diesjährigen Lager bei Prag durch eine dreimalige Salve von fünf Grenadierbataillonen, an eben dem Orte, und unter eben dem Baum, gefeiert haben, unter welchem dieser tapfere Feldmarschall in der Schlacht vom 6. Mai 1757 sein Leben für das Vaterland einbüßte. Eine so großmüthige Handlung erfordert wohl, daß die Familie Seiner Kaiserlichen Majestät ihre dankbare Ehrfurcht bezeige, und ich hoffe dahero, daß Ihr als Aeltester derselben Euch dieser Pflicht unterziehen werdet. In dieser Hoffnung füge ich zugleich zu dergleichen Danksagungsschreiben einen Entwurf bei, welchen Ihr nur ins Reine setzen und sodann dies Schreiben nebst Anzeige seines Inhaltes dem nächstens von dort nach seinem Hof auf einige Zeit abgehenden Kaiserlichen Gesandten Freiherrn van Swieten zu gefälliger Abgabe zustellen werdet. Ich bin u. s. w." Wir entlehnen dieses Schreiben dem schätzenswerthen Werke von Preuß, wo auch jener beigefügte Entwurf mitgetheilt ist und nachgelesen werden mag.

Im Jahre 1812, als König Friedrich Wilhelm der Dritte zum erstenmale nach Böhmen kam,

wo in der Folge fast alljährlich Töplitz durch seine Heilquellen ihn anzog, besuchte er auch Prag, und besichtigte in Begleitung des österreichischen Obersten Grafen zu Bentheim-Steinfurt auch das berühmte Schlachtfeld; an der Stelle, wo Schwerin fiel, weilte er mit betrachtungsvollem Ernst, und sagte dann: „Im guten Augenblick hat er angegriffen, ein denkwürdiger Moment!“ Später sollte dem Könige selber beschieden sein, in Böhmen, im nun verbündeten Lande, an der Spitze seiner Preußen gegen den gemeinsamen Feind, bei Kulm unverwelkliche Lorbeeren zu erringen. —

Im Jahre 1824 ließen preußische Offiziere dem Helden ein neues Denkmal errichten, einen schlichten Stein von rothgeflecktem Marmor in Gestalt einer abgestumpften Pyramide, für welche in dem nahen Dorfe Sterboholy ein österreichischer Invalide als Aufseher bestellt ist. Noch in unsern Tagen ereignete sich eine Merkwürdigkeit, welche den Ruhm Schwerin's lebhaft in's Andenken rief. Der preußische Ingenieurmajor Blesson hatte in seinem Tagebuche einer Reise durch Rußland erzählt, daß in St. Petersburg, unter vielen andern Kriegsdenkmalen, die im alten Arsenale daselbst be-

wahrt werden, auch ein alter Fahnenstock bemerkt worden sei, der sich sogleich als ein altpreußischer habe erkennen lassen; eine daran geheftete russische Inschrift zeigte deutlich den Namen Schwerin, und die mündliche Ueberlieferung war, dies sei die Fahne, welche Schwerin geführt, als er in der Schlacht von Prag tödtlich getroffen worden, durch die Schlacht von Kunersdorf aber sei sie in die Hände der Russen gerathen. Im Jahre 1838 kam diese Merkwürdigkeit an höchsten Orten zur Sprache, und der Kaiser von Rußland ertheilte augenblicklich Befehl, dies ruhmvolle Andenken nach Berlin zurückzusenden; bei der Polirung des Ringes von Silberblech, welcher den in zwei Stücken zerschossenen Fahnenstock zusammenhält, fand sich eine Inschrift, welche allerdings bezeugt, daß diese Fahne des Schwerinschen Regiments am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag diese Beschädigung erlitten, und zwar in des gefreiten Korporals von Morstein Händen, wobei die Nichterwähnung Schwerin's anfänglich gegen die Angabe Zweifel erwecken wollte, die sich aber durch gründliche Erörterung bald beseitigten. — Friedrich der Große hat seiner Kriegsgefährten Ruhm mit dem seinigen

eng verknüpft, und so steigt denn auch auf's neue der Ruhm Schwerin's mit empor in dem zwiefachen Denkmal, welches dem großen Könige, durch Errichtung seiner ehernen Bildsäule und durch würdige Gesammtausgabe seiner Schriften, eben jetzt bereitet wird. —

